

KASR FIRAUN IN PETRA

INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR ERLANGUNG DER DOKTORWÜRDE
DER
PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT
DER
GROSSHERZOGL. LANDES-UNIVERSITÄT ROSTOCK

VORGELEGT VON

HEINRICH KOHL

REGIERUNGSBAUMEISTER

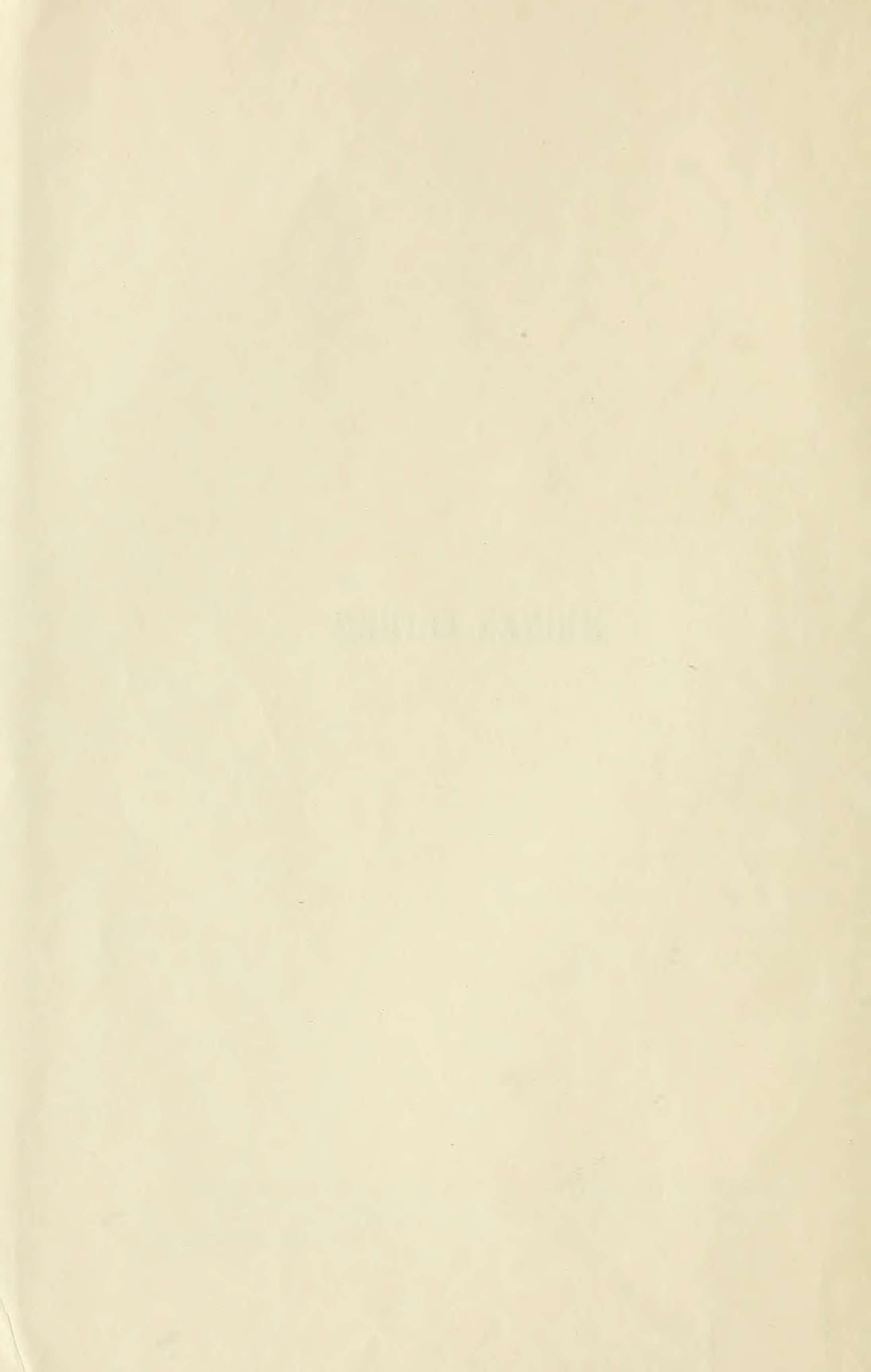
MIT 4 ABBILDUNGEN IM TEXT

LEIPZIG
DRUCK VON AUGUST PRIES
1908

Referent: Prof. Dr. WATZINGER.

Reichhaltiger illustriert, wird die Arbeit als Wissenschaftliche Veröffentlichung der Deutschen Orient-Gesellschaft im Verlage der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig erscheinen.

MEINEN ELTERN



Vorwort.

Die Felswände von Petra zeigen noch zahllose guterhaltene Grab- und Tempelfassaden, aber das Stadtgebiet selbst ist ein großer Trümmerhaufen, aus dem als einziges freistehendes Bauwerk nur das sogenannte Kasr Firaun herausragt. Und auch dies Monument geht langsam dem Untergang entgegen. Der Regen wäscht den weichen Sandsteinfuß aus, die hohen Mauern bersten auseinander und ihre wertvolle Stuckbekleidung, meistens nur noch an den bisher kaum verstandenen Dübellöchern kenntlich, wird bald in den letzten Resten verschwunden sein. Dieser Zustand hat Herrn Prof. Watzinger und mich veranlaßt, den größeren Teil eines zweitägigen Aufenthaltes in Petra im November 1907 auf eine Aufnahme von Kasr Firaun zu verwenden.

Bei der Untersuchung, zu der diese Aufnahme Veranlassung gab, hat mich Herr Professor Dr. Otto Puchstein in Berlin in weitgehendstem Maße unterstützt. Es ist mir ein Bedürfnis, meinem hochverehrten Lehrer und Freund auch an dieser Stelle herzlich zu danken.

Inhaltsübersicht.

Seite

Einleitung 7

I. Beschreibung.

1. Technik des Baues 9
2. Grundriß und Aufbau 13
3. Stuckdekorationen 24

II. Untersuchungen.

1. Der Grundriß 34
2. Die Kunstformen 37
3. Die Stuckdekorationen 38
4. Die Stuckdekorationen des Tempels und die peträischen Felsfassaden 47

Einleitung.

Was ältere Publikationen über Kasr Firaun bisher gebracht haben, ist bei R. E. Brünnow und A. v. Domaszewski Provincia Arabia I, S. 307—312 zusammengestellt.

Unsere Nachrichten gehen bis zum Jahre 1818 zurück, sind aber meist sehr kurz und enthalten leider wenig Angaben über Einzelheiten. Es ist besonders zu bedauern, daß die Stuckdekoration, von der früher zweifellos viel mehr erhalten war als heute, nicht genauer beschrieben wird. Etwas ausführlicher spricht sich über die Ruine erst v. Domaszewski bei Brünnow aus; er gibt zum ersten Male eine genaue Aufnahme des Grundrisses und Rekonstruktionsversuche der Außenarchitektur, schenkt aber auch der Stukkatur fast keine Beachtung.

Die Ruine Kasr Firaun, d. i. Pharaoburg, liegt im westlichsten Teil des Stadtgebietes, nur ca. 80 m von den senkrecht aufsteigenden Felspartien entfernt, die Brünnow als Akropolisberg bezeichnet, am südlichen Ufer des Baches, der die Stadt durchfließt und dort bald im westlichen Sik verschwindet.

Der einem templum in antis ähnliche Bau (Abb. 1) ist nach Norden orientiert. Auf der Nordseite hat er zwischen zwei weit vorspringenden Anten eine Vorhalle, deren vier Frontsäulen in Stümpfen erhalten sind; eine hohe Tür in der Rückwand der Halle führt in einen breit gelagerten Raum und auf diesen öffnen sich in ganzer Breite drei kleinere zum Teil zweigeschossige Gemächer, mit denen der annähernd quadratische Grundriß abschließt. Die Rückseite hat den Front-Anten ent-

sprechend zwei Eckpilaster. Etwa im ersten Drittel der Gesamthöhe ziehen sich rings um die drei Tempelwände zwei Gurtgesimse, die sich an kleinen Pfeilern unmittelbar hinter den Front-Anten tot laufen. Der Fußboden ist heutzutage an keiner

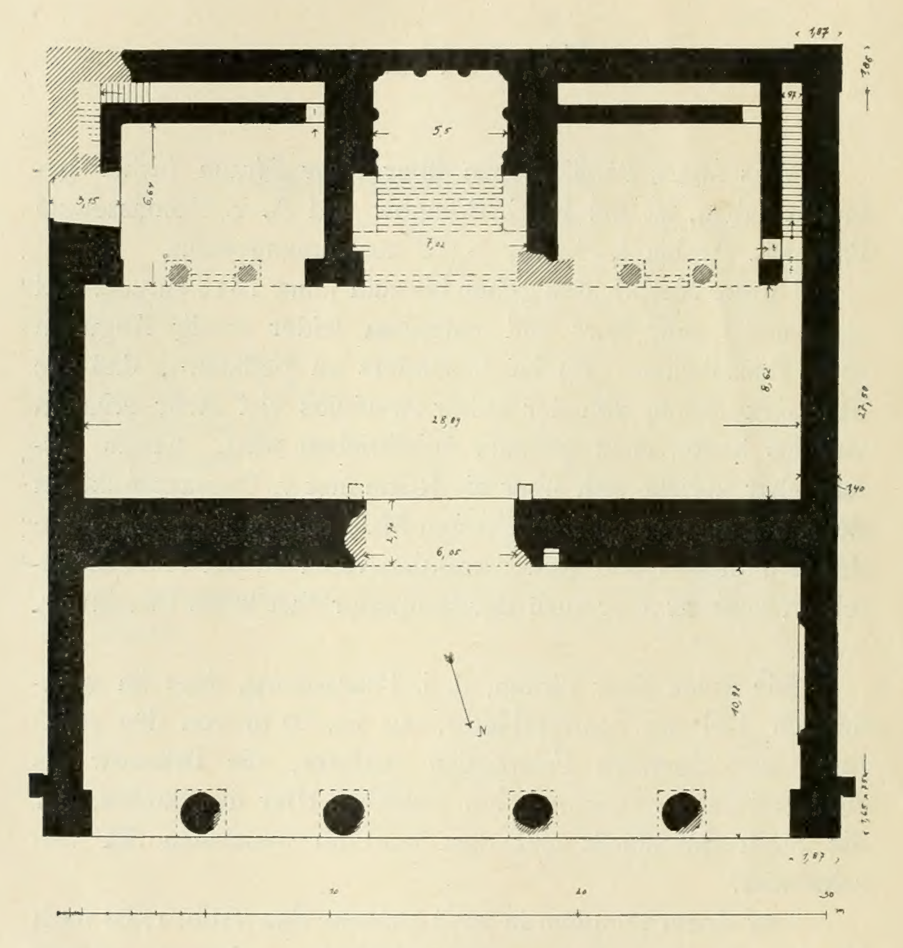


Abb. 1. Grundriss des Kasr Firaun.

Stelle sichtbar. Aber aus den Trümmern, die ihn bedecken, erheben sich die Mauern zum Teil noch bis zu einem Hauptgesims, so daß der äußere Aufbau rekonstruiert werden kann. Über die Bestimmung dieses Bauwerkes sind von früheren Reisenden verschiedene Meinungen ausgesprochen worden.

Die meisten glaubten, wegen der drei Räume und der Stockwerksteilung einen Palast vor sich zu haben, v. Domaszewski hält es für einen Tempel, der sich also aus Pronaos, Cella und dreiteiligem Adyton zusammensetzt, und hieran kann man m. E. keinen Augenblick zweifeln, auch wenn Grundriss und Aufbau sich nicht ganz in den Formen bewegen, die in Syrien und Palästina üblich sind.

I. Beschreibung.

1. Technik des Baues.

Das Material des Bauwerkes ist der farbenreiche, zumeist rötliche Sandstein der felsigen Umgebung. Die Mauern sind, abgesehen von einer hohen Orthostatenschicht, in Schichten von durchschnittlich 40—45 cm Höhe ausgeführt, die im Querschnitt in ganzer Höhe durchgehend Kalkmörtel und wenig kleines Füllmaterial aufweisen. Nur selten versatzen sich die Lagerfugen, die Regel ist, daß sie in der ganzen Mauerlänge horizontal durchgeführt sind, sowohl außen wie innen.

Das Bemerkenswerteste an der Technik ist die Verwendung von Holz. Noch jetzt sieht man lange Balken in der Mauerflucht liegen oder an vielen Stellen den im Mauerwerk ausgesparten Platz, wo sie einst lagen. An der östlichen Längswand läuft ca. 3 m über dem Fußboden die Rinne für Lagerhölzer, die offenbar an der südöstlichen Ante begannen, aber nicht ganz bis zum andern Ende reichten, sondern wenige Meter vor dem Antenkopf endigten. Man erkennt auch noch deutlich die Höhlungen, wonach auf dieser Längsschwelle in nicht ganz regelmäßigen Abständen Querriegel gelegen haben, die durch die Mauer durchbanden. Es entspricht nämlich in der Regel der Schwelle an der Außenseite der Mauer eine Schwelle an der Innenseite, und an einer durchbrochenen Stelle der Ostwand sieht man, daß im Kern der Mauer eine dritte Schwelle

lag. Über die drei gingen also die Querriegel hinweg. Die Längsschwellen haben quadratischen, die Riegel einen flach gelegten rechteckigen Querschnitt. Die nächste Längsschwelle an der Ostseite liegt 4 Schichten über dem oberen Gurtgesims, die oberste 10 Schichten höher, 4 Schichten unter dem Hauptgebälk. Auf der Westseite lag im Sockel keine Schwelle, dagegen wie an der Ostseite 4 Schichten über dem Gurtgesims eine und dann wohl auch wieder 10 Schichten höher, da dort gerade die Mauer in der ganzen Länge abgebrochen ist. Von Querriegeln ist an dieser Seite nichts zu sehen. Auch an der Rückwand fehlt das Holz von der Sockelschwelle, während die Rinne 4 Schichten über dem Gurtgesims, wenigstens im östlichen Teil, vorhanden ist und genau 10 Schichten höher das Mauerwerk wieder abbricht. Die Cellafront ist ohne Holzwerk, nur im östlichen Teil laufen die Schwellen der Ante ein kurzes Stück in sie hinein.

E. Robinson (Biblical Researches in Palestine II, 135) meint, daß die Holzbalken dazu da seien, um Holz- oder Stuckornamente daran zu befestigen, und v. Domaszewski bezeichnet sie als Gerüststützen, da ein freistehendes Gerüst in dem holzarmen Lande gar nicht zu beschaffen wäre. Solche Holzeinlagen sind aber hier und überall, wo sie bei antiken Bauten auftreten, als ein traditionelles Überbleibsel des Fachwerkbaues mit Lehmziegeln aufzufassen und sollen der Mauer eine innere Verankerung geben. Bei Lehmziegelbauten sind sie eine bekannte Erscheinung (vgl. Dörpfeld, Troja und Ilion I, S. 89 f. und Baudenkmäler von Olympia, S. 117. Koldewey, Ausgrab. in Sendschirli, Mitt. a. d. orient. Samml. XII, 2, S. 104. Mitteilungen der Deutschen Orientgesellsch. Heft 35 Boghasköi S. 62. 64). Bei antiken Steinbauten Syriens sind sie nicht üblich, erst bei den mittelalterlichen arabischen und Kreuzfahrerburgen spielt das Holz wieder eine größere Rolle.

Die Mauerstärken sind sehr verschieden. Anten und seitliche Cellawände sind nur 1,40 m, die Cellafront fast doppelt so stark (2,70 m). Die Außenwände der seitlichen Adytonräume

enthalten die Treppen und sind deshalb bis auf 3,15 m gebracht, während die Rückwand des mittleren Adytons auf ca. 0,80 m zusammenschrumpft, um eine genügende Tiefe für das Allerheiligste zu gewähren. Diese Mauer hat man denn auch für zu schwach befunden und einen in den antiken Bauten sonst ungewöhnlichen Entlastungsbogen eingefügt, der die Auflast den anstoßenden stärkeren Mauern zuschiebt.

Die Quadermauern samt ihren Hölzern waren außen und innen mit Stuck verkleidet, und das verleiht dem Tempel von Petra eine hervorragende, bisher noch nicht genügend ins Licht gestellte Bedeutung. Der feste, weißliche Gipsstuck war an vielen Stellen ohne besondere Hilfsmittel auf die abgeglichenen und mit Saumschlag versehenen Quadern aufgetragen; wo man stärkere Profile beabsichtigte, hat man ihn mit kleinen Holzdübeln (ca. 8—10 mm), die in gebohrte Löcher eingegipst sind, befestigt; bei besonders weit ausladenden Profilen ließ man einen Steinkern mit einfacher Schräge aus der Mauer heraustreten, um den sich die reiche Stuckgliederung legte. Von Domaszewski irrt sich, wenn er sagt, daß die Steinornamente in einer späteren Periode abgeschlagen worden seien, um durch Stuckornamente ersetzt zu werden. Auf der ganzen östlichen und westlichen Langseite ist der Stuck ohne Holzdübel aufgetragen gewesen, selbst die nachher zu betrachtende Pilasterarchitektur im Sockel weist nicht ein einziges Dübelloch auf. Die großen Löcher unmittelbar über dem oberen Wandgurt, die nur auf der Ostseite auftreten, sind offenbar später entstanden, um Deckbalken eines Anbaues aufzunehmen. Für die beiden Gurtgesimse hat man den Stein in Form einer Schräge als Kern der Stuckprofile vorgezogen, aber das große Hauptgesims war vollständig, auch in den Detailformen, aus Stein hergestellt. Auf der Südseite zeigt nur das Mittelfeld des Sockels eine zahlreiche Menge von Dübellöchern, um die reichere Kleinarchitektur besser zu befestigen. Während die Pilaster, die zu einer fortlaufenden Aediculenreihe zu beiden

Seiten rechts und links gehören, keine Dübellöcher aufweisen, findet man in der Mitte an den Stellen der abgeplatzten Pilaster jedesmal eine Reihe von Löchern, die in einer gegenseitigen Entfernung von ca. 17 cm in der Längsachse der Pilaster saßen. Auch das Fußglied der 5 Felder, die durch 6 Pilaster gebildet werden, verrät sich durch eine Reihe von Löchern. Die Dekorationen innerhalb der Felder waren durch Dübel befestigt, ebenso das Kranzgehänge unter der kleinen Mittelaedicula und der Schmuck auf dem Fries.

Die Rahmenprofile, womit, wie wir sehen werden, die drei Seiten der Antenköpfe verziert sind, und die Feldereinteilung innerhalb der Rahmen scheint zum größeren Teile ohne Dübel ausgeführt gewesen zu sein. In der Fuge zwischen der siebenten und achten Schicht vom Sockel aus finden sich auf jeder Seite des Antenkopfes drei größere quadratische Löcher und längs des kleinen Pfeilers bis zum Fußboden hinab dieselben. Sie kommen auch im Innern des Adyton vor und dienten wohl dort wie hier zur Befestigung von Incrustationsplatten.

Die Wände der Vorhalle sind mit kleinen Dübellöchern übersät, nicht willkürlich, sondern so, daß sie stets die profilierte Umrahmung einer großen Stuckquader andeuten. Die größeren unregelmäßigen Löcher im unteren Teil der Westante haben mit der Wandbekleidung nichts zu tun, sie sind später für einen Anbau hineingemeißelt worden. Auch die Cellawände zeigen bis hoch hinauf die kleinen Dübellöcher. In den Nebenräumen des Adyton war der Stuck ohne Hilfsmittel aufgetragen, nur für das Gesims tritt hier, wie im Allerheiligsten und der Cella, der steinerne Kern aus der Mauer. Die reiche Stuckarchitektur im Allerheiligsten war wieder mit Dübeln angeheftet; Gesims, Giebelschrägen, Pilaster sind dort immer durch eine oder zwei Linien von Löchern gekennzeichnet. Die großen quadratischen Löcher zwischen den Halbsäulen des Adyton sind wahrscheinlich zur Befestigung von schweren Incrustationsplatten (vgl. oben) benutzt worden.

2. Grundriss und Aufbau.

Die Front des Tempels mit dem Zugang war wie gesagt nach Norden gerichtet. Das von v. Domaszewski als Altar bezeichnete Bauwerk vor der Tempelfront habe ich leider nicht untersucht. Wahrscheinlich führten nur einige Stufen zu der Vorhalle empor, und der Tempel hatte kein Podium. An der östlichen Ante, die bis zum Toichobat freiliegt, sind jedenfalls keine Reste von den Wangen einer größeren Freitreppe zu erkennen. Die Antenwände springen außerordentlich weit (über 10 m) vor die eigentliche Cellafront mit der Tür vor und endigen in einen schwach vortretenden Pfeiler quadratischen Grundrisses; zwischen den Pfeilern standen vier Frontsäulen.

Die Säulen waren mit einem breiten Mittelintercolumnium (Achsweite ca. 7,65 m) und schmalen, annähernd gleichen Seitenintercolumnien (5,80—6,0 m) aufgestellt und aus niedrigen Trommeln zusammengesetzt, von denen heute nur noch wenige übereinander liegen. Die Steine sind stark verwittert, der unterste ist vom Wasser so ausgewaschen, daß von den Formen einer Basis nichts sichtbar ist. Unter den beiden östlichen Säulen kommt eine Schicht zum Vorschein, die dem Stylobat entsprechen würde, aber nach dem Mauerabsatz des Antenkopfes lag der Fußboden noch eine Schicht höher und der unterste Säulenblock griff ursprünglich durch ihn hindurch. Ein Stylobat, der gleichzeitig als Fußboden dient, wie es die Regel bei den griechischen Tempeln ist, kommt also hier nicht vor, sondern die in Baalbek gebräuchliche Anordnung, bei der der Basenblock tief unter den Fußboden reichte (vgl. Puchstein im Jahrbuch des Archäol. Instituts XVII, 1902, Taf. VIII). Es scheint, daß der Basisstein aus dem Kubus ohne Zierglieder in den Zylinder überging. Aber die zahlreichen Löcher unten und an den Säulentrommeln höher hinauf deuten wohl darauf, daß die Profilierung der Basis und die Kannelierung des Schaftes in Stuck ausgeführt war.

Von dem Kapitell sind unter den Trümmern keine Reste zu sehen. Man hat es sich vielleicht in Stuck über einer Steinbosse, die den korinthischen Bossenkapitellen der Felsgräber von Petra entsprach, zu denken, wahrscheinlicher aber aus dem Stein detailliert und in den Formen ähnlich wie das Kapitell des benachbarten Peribolos-Tores. Jedenfalls würde ein korinthisches (oder ein ionisches) Kapitell zu dem dorisch-ionischen Gebälk besser passen als ein dorisches. An Ort und Stelle habe ich das Kapitell des Peribolos-Tores nicht genauer angesehen, und bei Brünnow und v. Domaszewski ist leider Photographie und Zeichnung nicht sehr klar. Es ist ein Kapitell mit niedrigem Akanthuskelch von zwei Blättern, und daraus steigen zwei Bandstengel auf, die sich nach außen zu Voluten aufrollen und nach dem Innern sich dann in ein Geschlinge auflösen. Dies entspricht auch den Kapitellresten, die sich im Innern des Tempels an den Pilastern der Exedren erhalten haben. Hasne im östlichen Sik von Petra zeigt über den Pilastern der Nebenpforten die gleiche Kapitellform. Leider fehlt auch bei den Antenpfeilern Basis und Kapitell, der Fuß ist abgewaschen und der Kopf abgestürzt, während die drei Seiten noch Reste einer reichen Stuckbekleidung zeigen.

Bemerkenswert sind die quadratischen Löcher, die auf den Innenseiten der Antenpfeiler im oberen Teil an den Lagerfugen der Stuckfelder auftreten. Hier gingen Querhölzer, deren Reste noch in den Löchern liegen, zu den Säulen hinüber, um als Vorhangsstangen oder als Gerippe für ein Gitter zu dienen, das die obere Hälfte der Intercolumnien schloß. Auffallend ist, daß die Löcher sehr weit nach vorne gerückt sind, und das Gitter deshalb nicht in der Säulenachse saß. Ob alle Intercolumnien, namentlich auch das mittlere, einen derartigen Abschluß hatten, läßt sich bei dem Fehlen der Säulen nicht mehr feststellen.

Über den Frontsäulen lag das große Hauptgebälk, von dem sich nur noch an der östlichen Langseite Reste

erhalten haben. Es war bis in alle Details aus dem Stein selbst gearbeitet und beginnt mit zwei kaum merklichen Fascien eines Epistyls, das ein Kopf aus Kehle und lesbischem Kyma bekrönt. Die Zwei-Fascien-Teilung ist in Petra sehr häufig. Tropfen, in den Bauch des Kyma, nicht an eine Regula gesetzt, weisen auf den Triglyphenfries hin. Die Metopen sind mit großen Rosetten dekoriert, die nicht immer gleichartig sind. Vier von den sechs erhaltenen zeigen eine gefüllte Blume, die beiden übrigen einen glatten Ring, der wohl als Bosse für einen Rosettenkranz aufzufassen ist. Das Mittelstück war oder sollte dann aus Stuck eingesetzt werden. Über den Front-Anten war der Fries wahrscheinlich verkröpft; an die Stelle des Triglyphon trat auf dem Kropf ein umrahmtes Feld mit einem figürlichen Schmuck, wie es der Fries peträischer Fassaden zeigt (vgl. Brünnow I, S. 164, Fig. 190). Das ionische Geison beginnt mit einem Rundstab, der Bosse für einen Eierstab, wie Stücke am Boden zeigen; Zahnschnitt, Kehle, Rundstab folgen und dann springt weit heraus die niedrige Platte, die auf der Unterseite mit Rosetten(?), auf der Front mit einer sehr stilisierten Form der häufig vorkommenden Blattreihe dekoriert ist. Ein Perlstab trennt Sima und Hängeplatte.

Über dem Hauptgesims sind noch vier Schichten erhalten, so daß die Sima nicht als Traufe eines Satteldaches anzusehen ist. Auch fehlen die Wasserspeier an der Sima. Die vier Schichten gehören offenbar zu einem attikaartigen Aufbau, wie er bei den peträischen Grabfassaden häufiger vorkommt (vgl. dazu das Urnengrab Nr. 772 bei Brünnow S. 167, wo die Attika genau mit der Giebelspitze endet). An der Front dieser Attika stieg, nur mit den Profilen vortretend, über den Säulen des Pronaos der Giebel hoch, und in der Höhe der Giebelspitze hat wohl die Attika, deren Abschluß man sich als Hohlkehle zu denken hat, mit einem flachen Dach geendigt.

Die Außenwände (siehe Abb. 2) zeigten eine horizontale Dreiteilung in ein hohes reich dekoriertes Paneel, eine glatte

Hauptwand und das große eben besprochene Gebälk. Der Aufbau ist an der Ostseite bis über das Hauptgesims erhalten, an der West- und Südseite sind die oberen Teile abgestürzt, dafür ist an der Südseite ein wesentlicher Teil der Stuckbekleidung, die sich in geringeren Resten auch an der Ostseite noch findet, erhalten. Der Mauerfuß ist meist zugeschwemmt, aber an der östlichen Ante in einem Absatz

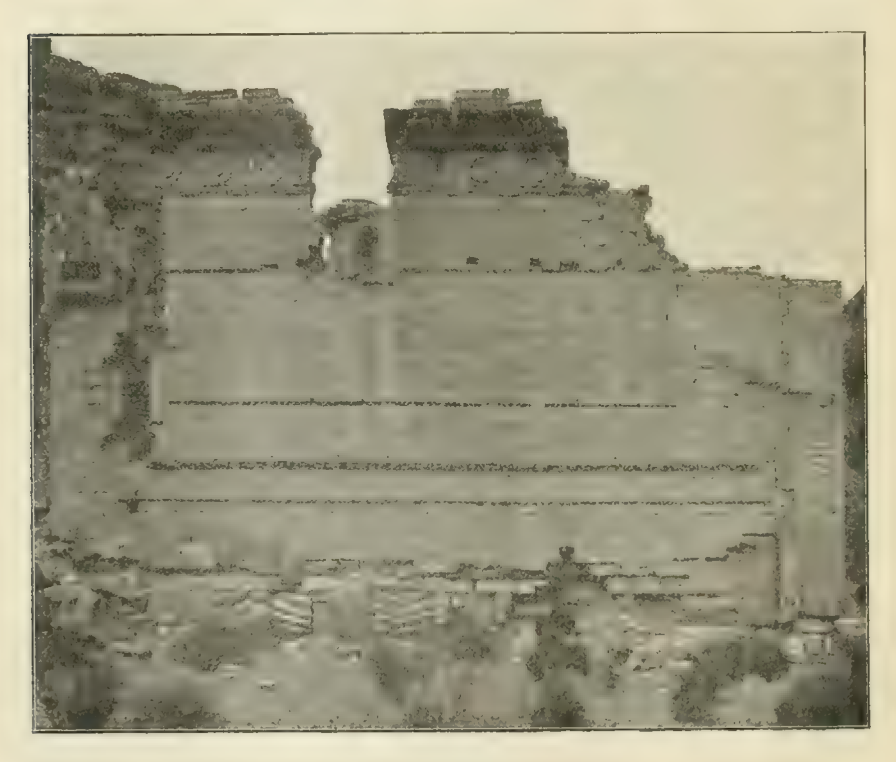


Abb. 2. Ostseite des Kasr Firaun.

kenntlich, der auch das Fußbodenniveau der Vorhalle angibt. Über diesem Absatz begann die sichtbare Mauer. Auf einer niedrigen Schicht steht eine 1,60 m hohe Orthostatenschicht, die mit ihrem regelmäßigen Wechsel von Läufern und Bindern nicht nur einen technischen Ausdruck, sondern offenbar auch ein Dekorationsmotiv darstellte. Warum sie nicht bis zu den Antenköpfen fortgeführt ist, sondern ca. 3 m vorher abbricht

und durch gewöhnliche Schichten ersetzt wird, ist nicht verständlich. Vielleicht schloß hier eine Hofmauer an. Über der Orthostatenschicht liegt eine Bank mit ausgearbeitetem Fuß- und Kopfprofil. Von ihr und ihrem Zusammenhang mit den Orthostaten wird in dem Kapitel Stuckdekoration genauer gesprochen. Die Bank trug eine fortlaufende Reihe von Pilasterpaaren, die in Stuck aufgesetzt waren, aber nur in den oberen Teilen an einigen Stellen der Ost- und Südwand erhalten sind. Sie endigten unter einem feingegliederten Stuckgesims, das auf einer schrägen Steinbosse saß. Drei Schichten darüber zieht sich ein zweiter Gurt rings um die drei Außenwände, wie der untere auch über die beiden Pilaster weg, und läuft sich hinter den Antenköpfen an den kleinen Pfeilern tot, die möglicherweise nur zu diesem Zweck eingefügt sind. Die Pfeiler springen, der eine 58, der andere 67 cm vor die Mauer und endigten in einer Höhe von ca. 7 m, offenbar kurz über dem oberen Wandgurt, in welcher Weise, ist nicht mehr zu sehen. Auch ihr Fuß ist ausgewaschen. Bemerkenswert ist, daß die Pfeiler eine Pilasterausbildung hatten, so daß sie fast wie die Eckpfeiler einer Säulenstellung oder eines offenen Tores erscheinen. Zu der Säulenstellung hätte man sich eine Rückwand zu ergänzen, die dort ansetzen würde, wo die Orthostaten aufhören (vgl. damit die seitlichen Stoen des Urnengrabes Nr. 772 bei Brünnow S. 395). Auf der Front des östlichen Pfeilers ist ca. 2 m über dem Fußboden eine **U**förmige Vertiefung ausgemeißelt, die vielleicht bei der Befestigung eines Torflügels benutzt wurde. Der Westpfeiler ist in dieser Höhe zerstört. Man könnte auch denken, daß mit den Pfeilerchen auf der Ost- und Westseite eine niedrige Peristasis endete, die sich bis zur Höhe der oberen Gurtung um die drei Außenwände zog, sodaß die reiche Paneelbildung auf der Rückwand dieser Halle lag. Die Bestimmung, die horizontalen Paneelglieder hinter den Front-Anten abzufangen, genügt aber vollkommen für die Berechtigung dieser sonst ungewöhnlichen Pfeilerchen.

Mit dem oberen stärkeren Gurt, der mit seiner Schräge auch wieder als Kern eines reicheren Stuckgesimses aufzufassen ist, fand das Paneel der äußeren Tempelmauern seinen Abschluß. Darüber stieg die glatte Wand hoch, heute mit sichtbaren, sorgfältig geschichteten und mit Randschlag versehenen Quaderreihen, die aber ursprünglich mit einer Stuckbekleidung überzogen waren. Die beiden später noch zu erwähnenden Fenster in der Ostwand haben außen keine besonderen Bänke und Pfosten, eine Umrahmung war aber wohl in Stuck ausgedrückt. Mit dem Hauptgebälk (S. 14) schloß die Wand ab, darüber lag dann noch die Attika.

Die Wände des Pronaos hatten jedenfalls einen Fuß, der jetzt zerstört ist, oben endigten sie ringsum mit einem niedrigen Gesims, dessen Kern in Gestalt einer Schräge über der Cellafront und einem Teil der Ostwand erhalten ist. Über dem Gesims der Cellafront ist eine fortlaufende Reihe von kleinen überwölbten Nischen (v. Domaszewski bezeichnet sie als Entlastungsbogen), in denen wahrscheinlich dicht gereiht die Deckbalken lagen. Man wird dann auf den Antenwänden über der größeren Schräge eine kleinere zu ergänzen haben, die wie im Innern der Cella die Höhe der Balken angibt und die Deckenschalung trug.

In der Westwand der Vorhalle beginnt ca. 10 m über dem Fußboden eine breite flache Nische, von zwei nach innen abgerundeten Pilastern flankiert, die auf einer Sohlbank stehen. Das Profil der Bank, das jetzt aus Platte, Kymationwulst und Steg besteht, hat im Stucküberzug wohl kaum eine reichere Gliederung erhalten, die Eckpfosten dagegen waren wahrscheinlich durch einen zarten Absatz im Stuck in Pilaster und Viertelsäule getrennt, eine Stützengliederung, die bei der Mehrzahl der peträischen Grabfassaden auftritt. Die Nische könnte fast bis an die Decke gereicht haben, wo dann wohl ein horizontales Gebälk über den nicht mehr erhaltenen Pilasterkapitellen ihren Abschluß bildete. Auf der Rückwand der Nische saß eine Kleinarchitektur in Stuck, ob auch eine

Inschrift, wie v. Domaszewski meint, ist bei der Höhe doch sehr fraglich. Die Ostwand hat diese Nischendekoration nicht gehabt (v. Domaszewski sagt irrtümlicherweise, daß in der Seitenwand des Pronaos je eine quadratische Nische ausgespart sei).

Alle Wände der Vorhalle zeigen die Spuren einer Stuckbekleidung, wovon nachher.

In der Mitte der Nordwand des Tempels liegt als einziger Zugang zur Cella das große Portal, unmittelbar rechts davon, vom Fußboden erreichbar, eine kleine flache Nische, in der man eine Schrifttafel, auch wohl ein kleines Kultbild mit Opferstock vermuten kann. Die Laibungen des Portals sind abgebrökelt, aber daß keine besonderen Antepagmente aus monolithen Pfosten da waren, ist noch zu erkennen. Das Portal hatte zweifellos einen horizontalen Sturz, und über dem Sturz muß man sich in der vorderen Mauerschale denselben Entlastungsbogen ergänzen, der in der hinteren Schale noch heute die 6 m große Öffnung überspannt. In der Mauer ist trotz der ungewöhnlichen Dicke von Treppenhäusern nichts zu bemerken.

Im Innern der Cella ragt hinter der nördlichen Portallaibung ein annähernd quadratischer Stein aus den Trümmern, auf dem wahrscheinlich ein Torflügel stand. Auf der andern Seite wäre dann der gleiche Stein zu ergänzen.

Auch die Cellawände tragen die Spuren einer Stuckverkleidung; davon später. Oben endigen sie in derselben Höhe wie die Wände der Vorhalle mit einer Schräge, die wieder als Kern eines Stuckgesimses aufzufassen ist. Darüber lagen in der schmalen Richtung Nord-Süd die Deckbalken, hier nicht wie in der Vorhalle in Bogenleeren, sondern in rechteckigen Aussparungen, die sich in Abständen von ca. 1,20 m folgten. Auf der Nordmauer sind in den verwitterten Steinen noch einige dieser Löcher zu sehen, die Südwand ist nicht mehr so hoch erhalten. Eine zweite kleinere Schräge, die nur auf den Schmalseiten auftritt und ca. 40 cm über der unteren als Kern für ein kleineres Gesims aus der Mauer heraustritt, bezeichnet, wie schon oben gesagt, die Lage der

Deckenschalung. Die Ostwand ist im oberen Teil von einem Fenster (ca. 2 : 3 m) durchbrochen, die Westwand nicht. Eine besondere Sohlbank dafür ist nicht vorhanden, auch keine Pfosten; der Sturz, der weggebrochen ist, wurde außen wie es scheint durch das Epistyl des Hauptgebälkes, im Innern durch einen Stein unmittelbar unter dem Wandgesims oder durch dieses selbst gebildet.

Die Südwand der eigentlichen Cella ist im unteren Teil erhalten und dort völlig aufgelöst, um die drei anschließenden Räume des Adyton nach der Cella hin zu öffnen. Von diesen drei Räumen waren zwei in Größe und Form gleich, der mittlere nicht nur durch seine Lage, sondern auch durch die Architektur bevorzugt. Seine östliche Wand ist fast ganz erhalten und läßt im unteren Teil an der der Cella zugewandten Stirn erkennen, daß zwei breitere und deshalb auch höhere Pilaster den mittleren, zwei schmälere je den seitlichen Raum flankierten. Die schmäleren Pilaster endigen mit Steinkapitellen, die zwar stark verwittert sind, aber noch Formen erkennen lassen, die, wie schon S. 14 gesagt, lebhaft an das Kapitell des Peribolos-Tores und an die Pilasterkapitelle in der Vorhalle von Hasne erinnern. In gleicher Weise wird man sich die Endigung der breiten Pilaster zu denken haben, über die sich dann ein Bogen spannte, den St. Olin (Travels in Egypt, Arabia Peträa etc. II, 17) noch gesehen zu haben behauptet, wenn er ihn nicht mit dem Entlastungsbogen in der Cellafront verwechselt, von dem Wilson (The Lands of the Bible I, 309) spricht. Wilson erwähnt auch zwei Halbkreisbogen an der Seite des ersten Zimmers, in das man unter einem großen Bogen (offenbar dem Entlastungsbogen) von der Vorhalle aus eintrete. Er kann damit nur den Entlastungsbogen in der südlichen Rückwand, den man von beiden Seiten sieht, gemeint haben. Die Pilaster der seitlichen Räume trugen zusammen mit einer zu ergänzenden Säulenstellung ein horizontales Gebälk, über dem man kaum den erwähnten Halbkreisbogen annehmen darf.

Die beiden seitlichen Räume — als Exedren kann man sie wohl bezeichnen — waren der Höhe nach geteilt. Man sieht in der Rückwand deutlich die viereckigen Aussparungen für die Balken einer Decke, die zugleich den Fußboden für ein oberes Stockwerk bildete. Die Balken lagen nur 40 bis 50 cm von einander, wie in dem Cellaraum über einem jetzt als einfache Schräge erhaltenen Gesims, worüber ein zweites kleineres Gesims, auch wieder Schräge, an den parallel zu den Balken laufenden Wänden die Lage der Deckenschalung angibt.

Nach der Cella zu öffnete sich das untere Stockwerk, das zu ebener Erde oder 1 bis 3 Stufen über dem Cellafußboden anzunehmen ist, zweifellos mit drei Intercolumnien, deren Säulen in Höhe und Stärke den noch teilweise erhaltenen Pilastern entsprachen. Die Kapitellspuren wurden schon (S. 20) erwähnt; über dem Westpilaster des westlichen Raumes hat sich auch noch ein kleiner Rest des darüber liegenden Gebälks erhalten, das hier in die Wand umkröpfend endigte. Es ist ein Teil des Geison, dessen Einzelglieder, Sima, weit vorspringende Platte und zwei Unterglieder, aus dem Stein gearbeitet sind; Epistyl und Fries sind verwittert. Weiter hinauf ist von dem Aufbau der Wand nichts mehr erhalten. Da die Obergeschosse wohl als Emporen benutzt wurden, wird man sie sich nach der Cella zu zwischen Pfeilern oder Säulen geöffnet denken müssen. Darüber lag dann ein Gebälk, und es ist auch noch Platz für einen Giebel. Über den großen Pilastern, die den Eingang zum Hauptadyton flankierten (vgl. S. 20), hat man sich je einen isolierten Gebälkkropf zu ergänzen, auf den sich der in Petra beliebte Flachbogen als Abschluß des hohen Eingangs stützte. Auf dem Bogen standen dann vielleicht noch nach peträischer Art Wandpilaster, um einen bekrönenden Giebel zu tragen. Zusammengefaßt und oben abgeschlossen wurde die ganze Südwand gleich den andern Wänden der Cella durch ein Gesims unter der Balkenlage, von dem wir nur noch den Kern kennen (vgl. S. 19).

Die Wände der Nebenräume sind schlicht gehalten und entbehrten offenbar der Architektur, die das Allerheiligste auszeichnete. Wir haben uns nur einen glatten Stucküberzug zu denken. Wie die Cella, so erhält auch die eine Exedra das Ostlicht durch ein großes Fenster, das mit schrägen Laibungen und einer stark geneigten Sohle die über 3 m dicke Mauer im oberen Teil durchbricht und mit einem Metallgitter geschlossen war, obwohl hoch genug über dem Fußboden. Ob ein ähnliches Fenster das obere Stockwerk erleuchtete, ist sehr zweifelhaft; die Westexedra blieb ganz ohne Fenster.

Der Aufgang zu den beiden Emporen lag als schmale, 95—97 cm br. Steintreppe in den Mauerstärken. Jede Empore hatte eine eigne Treppe; daß sie nicht symmetrisch wie die Emporen selbst angeordnet sind, deutet vielleicht auf eine verschiedene Benutzung der Obergeschosse. Der Aufgang zu der Westempore beginnt in der westlichen Außenmauer und war allem Anscheine nach durch eine Tür von der Cella aus zugänglich, für die zwischen Pilaster und Wand gerade Platz bleibt. An der Südwestecke wenden sich die Stufen mit dem Mauerzug und traten dann von der Südseite, ob im westlichen oder östlichen Teil, ist nicht mehr festzustellen, in die Empore. Ob der Hohlraum in der Südmauer unter der Treppe zugänglich war wie heute und in irgend einer Weise benutzt wurde, ist sehr fraglich. Er ergab sich eben aus der oberen Anlage.

Der Aufgang zu der Ostempore beginnt in der Rückmauer und kann deshalb seinen Eingang nicht von der Cella aus, sondern nur von der südwestlichen Ecke der Exedra durch eine heute offenbar unter den Trümmern liegende Tür gehabt haben. Auf Abbildung 2 ist an den Mörtelresten deutlich zu sehen, wie dann die Treppe in der Ostwand weiter hoch stieg, um unmittelbar über dem Fenster des Erdgeschosses in das obere Stockwerk zu münden. Von einer Tür, die von der Rückwand in die Empore mündet (v. Domaszewski), habe ich nichts gesehen. Der Treppen-

rest, der darüber nach Süden hochsteigt, gehört der Treppe an, die von der Empore zum Dach führte und dabei den umgekehrten Weg wie die untere nimmt. Auch von der Westempore scheint ein Aufgang zum Dachboden geführt zu haben, Er lag in der Westwand über dem unteren Treppenlauf mit umgekehrter Richtung und muß dann durch eine Tür in der Südwestecke zugänglich gewesen sein. Fensterschlitze zur Beleuchtung der Treppen sind nicht vorhanden.

Der mittlere Raum, den wir als Hauptadyton aufzufassen haben, ist der Tiefe nach noch einmal geteilt. Die Wand springt zu beiden Seiten vor, bildet je einen Eckpilaster und geht dann fast in der doppelten Stärke wie im vorderen Teile bis zur Rückwand. Unmittelbar hinter den Eckpilastern beginnt eine Gliederung der Seitenwände durch Viertel- und Halbsäulen, die sich auf der Rückwand fortsetzt, hier drei, auf den Seitenwänden zwei Joche bildend, darüber ein etwas vorspringendes glattes Gebälk aus drei verschieden hohen Schichten, die als Kern für die einmal in Stuck ausgebildeten Teile: Epistyl, sehr hohen Fries und ganz flaches Geison, dienten. Auch die Halb- und Viertelsäulen sind nur als Kern für Stucksäulen aufzufassen, die mit Kannelierung, Basis und Kapitell zu ergänzen sind. In den Feldern dazwischen muß man wohl nach den großen quadratischen Löchern eine starke Inkrustierung annehmen. Die Löcher sind auf den beiden seitlichen Feldern der Rückwand in gleicher Weise angeordnet, in dem mittleren und auf den Seitenwänden in anderer Form. Den zwei Halbsäulen an der Rückwand haben keine Vollsäulen in der Front zwischen den Eckpilastern entsprochen, da das Wandgebälk sich deutlich um die Eckpilaster herumkröpft.

Die Verschüttung ließ es nicht zu, die Fußbodenverhältnisse zu untersuchen, aber aus den Proportionen der Wandarchitektur läßt sich ohne weiteres erkennen, daß der Fußboden des hinteren Teiles höher gelegen hat. Hier muß, durch Stufen zugänglich, das Kultbild gestanden haben. Wie ein kleiner besonderer Tempel steht dies Allerheiligste in

dem Hintergrund des mittleren Raumes; die Trennung zwischen einem Vorraum und dem erhöhten Tempelchen ist nur im unteren Teile durchgeführt, oben war der Raum durch eine in Stuck gebildete Wandarchitektur und ein rings umlaufendes Gesims wieder zusammengefaßt. Wie das Tempelchen darunter endete, ist nicht ganz sicher. Über dem östlichen Eckpilaster scheint der Anfang eines Bogens zu liegen, wenn die schrägen Fugen nicht Verwitterungsspuren im Steine sind. Eine horizontale Abdeckung ist nicht möglich, da ein Frontgebälk fehlte, ein Halbkreisgewölbe auch nicht, da dadurch die Stuckarchitektur der oberen Wände, die an verschiedenen Stellen sichtbar und als ursprüngliche Wandbekleidung aufzufassen ist, verdeckt würde.

War überhaupt ein Abschluß über dem Allerheiligsten, was doch anzunehmen ist, so war es eine flache Tonne, die auf der noch erhaltenen Schicht über dem Wandgebälk aufruhte. Die Halbsäulen an der Rückwand scheinen sich über dem Gebälk bis zur Tonne fortgesetzt zu haben; mehrere quadratische Löcher sind da. Die Stuckbekleidung ging über den Entlastungsbogen an der Rückwand hinweg und nahm keinerlei Notiz von ihm.

Der Gesamtraum des Adyton war wie die Cella und offenbar in derselben Höhe mit einer horizontalen Balkendecke abgeschlossen, die über der zum Teil noch erhaltenen Gesimsschräge lag.

3. Stuckdekorationen.

Es wurde schon gesagt, daß der ganze Bau, außen sowohl wie innen, eine Stuckbekleidung hatte. Was davon noch vorhanden ist, und die Teile, die nach den Dübelspuren, soweit sie beobachtet wurden (s. S. 11), ergänzt werden können, sollen im folgenden besprochen werden.

Auf den Pilastern der Antenköpfe sind noch erhebliche Reste des Stucks erhalten. Danach waren die einzelnen Pi-

lasterflächen von einem einwärts mit lesbischem Kyma profilierten Rahmen eingefaßt, in den wie es scheint unten ein größeres rechteckiges Feld, oben acht quadratische Felder eingesetzt waren. In den oberen quadratischen Feldern, die ein doppelseitiges lesbisches Kyma mit Zwischensteg umrahmt, sind als einziger Schmuck abwechselnd Quadrate, Achtecke und Kreise in zarter erhabener Profilierung — lesbisches Kyma nach außen, Rundstab nach innen — zu finden. Für den Sockel möchte ich wegen der schon oben erwähnten großen quadratischen Löcher eine Incrustation durch große Platten annehmen, auf denen sich auch innerhalb eines Rahmens, vielleicht wie bei dem in der Nähe stehenden Peribolos-Tor, Pflanzenranken aus einem Akanthuskelch entwickelten. Das Bruchstück stammt offenbar von der Innenseite des südlichen Torpfeilers. Auf der Außenseite des hoch erhaltenen nördlichen Torpfeilers (vgl. Brünnow und v. Domaszewski I, S. 315, Fig. 346) sieht man aus dem Stein gehauen eine ganz ähnliche quadratische Felderteilung wie auf den Antenpilastern des Tempels. Statt der einfachen geometrischen Figuren wechseln hier innerhalb der quadratischen Rahmen reiche Akanthusrosetten mit Büsten ab. Diese Dekoration geht nicht bis zum Fußboden, es bleibt auch hier ein hoher Sockel, der keinerlei Schmuck zeigt und vielleicht inkrustiert war.

Es ist unwahrscheinlich, daß die beiden Antenkapitelle, über deren vermutliche Form oben (S. 14) gesprochen wurde, aus Stuck hergestellt waren, obwohl die Stuckprofile der Pilaster unmittelbar an sie herangingen. Denn die Zierformen des großen Hauptgesimses, das auf diesen Kapitellen ruhte, waren nicht nur abbossiert, sondern auch im Detail vollständig im Stein modelliert, ebenso die Kapitelle im Innern der Cella. Man muß sich wohl über all diesen Teilen einen dünnen Stucküberzug (oder nur einen Anstrich) denken, damit die stukkierten Wände mit ihnen harmonierten. Die Pilaster an der Südwand und Südostecke des Tempels hatten nicht den Felderschmuck wie die Anten (bei Brünnow irrtümlicherweise so

gezeichnet), sondern nur den glatten Stuck der Außenwände, aber oben wohl das Kapitell.

Am wertvollsten ist die Stuckdekoration, die sich auf dem Sockel der Außenwände befand und sich hier zum Teil erhalten hat: auf einer Bank eine Pilasterstellung, vermutlich von Aediculen. Ich möchte zunächst von der in Stein ausgeführten Bank und dem darunter befindlichen Sockel sprechen. Der letztere besteht, wie schon S. 16 erwähnt wurde, aus einer flachen Fußschicht und einer hohen Orthostatenschicht. Nun sind die Orthostaten überall dort, wo sie aus dem Terrain herausragen, infolge der weichen Steinstruktur so stark ausgewaschen, daß sie weiter nichts als einen regelmäßigen Wechsel von Läufern und Bindern erkennen lassen. Nur an der Südseite verrät eine Stelle, daß in diesem mehr technischen Motiv nicht die einzige Dekoration des Sockels bestand. Dort geht in der Bank- oder Deckschicht, die unmittelbar auf den Orthostaten ruht, eine Quaderdekoration über die einzelnen Konstruktionsquadern hinweg, um sie dekorativ zu einer einzigen zusammenzufassen. Der Schmuck besteht in einem Saumschlag, einem durch Vermittlung einer Kehle hoch gehobenen Spiegel, auf dem dann noch einmal ein Rahmen mit der Bosse eines Eierstabkymation sich erhebt. Mit der Fuge schließt der Rahmen ab, ist aber wie das Spiegelprofil gekröpft und ging also auf die Orthostaten über, wahrscheinlich nur auf die Binderorthostaten, deren Breite ungefähr dem doppelten Gesamtprofil, der Umrahmung für zwei zusammenstoßende Quadern entspricht. Unten ging dann die Profilierung auf die Fußschicht über, verkröpfte sich da und lag wie oben unmittelbar längs der Lagerfuge der Orthostaten, so daß die quadratischen Läuferorthostaten die stattlichen Mittelfelder der nun von fünf Steinen gebildeten Dekorationsquadern darstellten.

Über diesem Sockel lag, von einem Kyma gestützt, die auch schon in Stein vorgesehene Bank, im ganzen nur 38 cm hoch mit Kopf- und Fußprofil, Platte und Kehle und um-

gekehrt. Die Profile verkröpfen sich an einer Stelle der Südseite; vielleicht hat man dies unter allen Aediculen anzunehmen, an Ort und Stelle habe ich nicht darauf geachtet und auf den Photographien ist es nicht zu erkennen. Möglich ist auch, daß die Verkröpfung nur unter dem reichen Mittelfeld der Südseite ausgeführt und die Bank sonst einheitlich durchgeführt war. Merkwürdigerweise hat man an der Ostseite beim Bau des Tempels gerade an der Stelle des Kopfprofiles der Bank ein Langholz in die Mauer gelegt, das also durch ein Stuckprofil bedeckt sein mußte.

War sonst bis zu dieser Höhe alles in Stein detailliert, so beginnt nun die eigentliche Stuckdekoration. Auf der östlichen Langseite endigen unter dem niedrigeren Gurtgesims (vgl. S. 17) noch eine Reihe von kleinen Pilastern, die immer paarweise mit verkröpftem Gebälk zusammenstehen. Wie sie auf der Bank aufruhten, ist nirgends mehr erhalten. Man wird ein Pluteum oder einen Stuhl annehmen müssen. Über dem Schaft, der von einem kleinen Profil als Rahmen umzogen ist, liegt ein glatter Teil, der als Hals eines Kymatienkapitells aufzufassen ist. Das Epistyl springt schon im Stein etwas vor und der Fries ist unterdrückt. Mit ganz feiner Gliederung spannte sich dann das Geison über die im Stein vorspringende Schräge. Zahnschnitt mit zwei Untergliedern, einer Kehle und einem Kyma, und über dem Zahnschnitt ein von zwei kleinen Stäben eingefaßtes Kyma, darüber die Sima scheinen die, wenn auch nicht immer ganz gleichmäßig durchgeführten Glieder zu sein. Über den Pilastern verkröpft sich Epistyl und Geison, wobei die Epistylkröpfe in einen besonderen Rahmen gefaßt wurden und einen kleinen Schmuck, anscheinend eine Blüte oder Büste, trugen.

Die Doppelstellung der Pilaster würde als vertikale Wandgliederung wohl ganz ungewöhnlich sein. Sie wird aber ohne weiteres verständlich, wenn man je einen der Doppelpilaster als Teil einer Aedicula auffaßt, die nicht nur durch das horizontale Gesims, sondern auch durch einen

Giebel bekrönt war. Von diesem Giebel sind freilich von mir nirgends Spuren beobachtet worden, aber man wird sie ohne Zweifel über dem unteren Wandgurt annehmen müssen, vielleicht abwechselnd einen geraden und einen Bogengiebel. Nur dann wird auch der zweite schwerere Gurt verständlich, der 1 m über dem unteren den Sockel abschließt, im Stein zwar nur als Schräge gearbeitet, aber sicherlich wie die untere einst mit einem reicheren Stuckgesims bekleidet. Die Aediculen standen so dicht nebeneinander, daß sich die unteren Giebelecken berührten und sich fast schon der fortlaufende Giebelzickzack als Wanddekoration ergab (vergl. Bruno Schulz, im Archäol. Jahrbuch XXI, 1906, 221 ff.)

Es ist ein besonders glücklicher Zufall, daß die Stuckdekoration in der Mitte der Südwand zum größeren Teil haften geblieben ist. Während das Paneel der Ost- und Westwand eine fortlaufende Reihe von gleichen Aediculen aufwies, die sich auch auf den östlichen und westlichen Teil der Südmauer fortsetzten, zeigt die Mitte der Südwand (s. Abb. 3) an der Stelle von etwa drei kleinen Aediculen eine größere Fläche, die durch ein schwereres mit einer Giebelbekrönung zu ergänzendes Hauptgesims einer sechssäuligen Front zusammengefaßt ist, in das plötzlich das Gesims der Aediculen übergeht, und da hinein eine kleinere ebenfalls sechssäulige Front gestellt (vgl. für derartige malerische Kompositionen in der großen Architektur von Palmyra Puchstein im Archäolog. Anzeiger 1906, 194). Rundstab, ein kräftiger Zahnschnitt, ein kleines Kyma als Übergang zu einer weit vorspringenden Hängeplatte, die dem Aediculengesims fehlt, und die Sima mit dem vermittelnden Rundstab sind die Glieder dieses neuen Hauptgesimses, das in der Achse der darunterstehenden Halbsäulen sechsmal verkröpft und auf sechs kaum merklichen Konsolen aufgesetzt ist, um einen größeren, vielleicht gebrochenen Giebel zu tragen und so eine aediculenartige Bekrönung für die darunter angebrachte Kleinarchitektur zu bilden.

Die Kleinarchitektur setzt sich aus fünf Jochen einer sechssäuligen, einheitlich komponierten Front zusammen. Das Mitteljoch trägt einen Flachbogen, die beiden äußeren seitlich symetrisch je einen Halbgiebel. Auf der Giebelecke sitzen Reste eines Akroterion, das Giebelgesims und das alle fünf Felder wieder zusammenfassende Horizontalgesims zeigt in kleinerem Maßstabe die Gliederung des Hauptgesimses.



Abb. 3. Mittelpartie der Südseite des Kasr Firaun.

Fries und Epistyl darunter von annähernd gleicher Höhe hatten reichen Schmuck. Durch Verkröpfung über den Halbsäulen, die sich bis in das Geison fortsetzt, sind die fünf Joche auch hier scharf getrennt, in jedem Friesfeld stand ein kleiner Eros, der über seinen Schultern eine in den beiden Ecken befestigte Guirlande trug, während in die umrahmten Kropfstücke ein Köpfchen eingesetzt war. Auf dem Epistyl,

das durch ein Simaprofil von dem Fries getrennt ist, bemerkt man Reste eines Rankenfrieses mit Akanthusblättern, auf den umrahmten Kröpfen wieder Köpfchen oder Blüten. Die Halbsäulen hatten Kymatienkapitelle, darunter wohl einen Hals wie die Pilaster und einen kannelierten Schaft. Die Basen sind abgefallen, aber an der horizontalen Lochreihe ist zu sehen, daß sie nicht unten auf der Steinbank, sondern eine Schicht höher saßen, offenbar auf Stühlen, da sich die Dübellöcher in den Achsen der Halbsäulen auch nach unten fortsetzen. Die vier Felder unter den seitlichen Jochen hatten nach den zahlreichen Löchern für Holzdübel einen reichen Schmuck, anscheinend je eine große lebhaft bewegte Figur (vgl. die Reliefs an dem sog. Purgatorium des pompejanischen Isistempels, Overbeck-Mau, Pompeji S. 109). In dem Felde des Mitteljoches schnitt in das Epistyl eine große rechteckige Dekoration ein, die auf einer auskragenden Platte ruht und den Eindruck eines Scheinfensters macht. Unter der Platte war nach den Dübellöchern eine Blumen- oder Blattguirlande angebracht. Es wurde schon oben erwähnt, daß die Steinbank hier verkröpft ist. Es scheint, daß dadurch die mittleren drei Joche zusammengefaßt waren und die beiden äußeren eine Einzelbank erhalten hatten.

In der Vorhalle sind außer wenigen ganz kleinen Stückchen, die in den Ecken sitzen geblieben, keine Reste der Stuckdekoration erhalten, nur aus den Dübellöchern, die zu Hunderten auf den Wänden verteilt sind, ist sie nachzuweisen. Man erkennt bald, daß im Stuck große Quadern dargestellt werden sollten, die eine regelmäßige Fugenkonkordanz zeigten und keinerlei Rücksicht auf die Schichten der Konstruktionsquadern nahmen. Diese Quaderteilung scheint sich nicht bis zum Fußboden fortgesetzt zu haben. Denn unmittelbar über den großen Löchern, im unteren Teile der Westwand, die mit der Wanddekoration nichts zu tun haben, sondern später entstanden sind, glaubte ich an den Dübellöchern vier Giebel, zum Teil Bogengiebel, nebeneinander zu erkennen, also offen-

bar wieder die Bekrönung von vier Aediculen. Die tieferen Schichten sind so stark verwitttert, daß sich über die untere Ausbildung des Paneels nichts mehr sagen läßt. Wir haben es uns ähnlich zu denken, wie auf den Außenwänden, ebenso natürlich auch an der Cellafront, der Rückwand der Vorhalle. Die kleine Nische neben dem Portal (vgl. S. 19) saß dann wie das Blendfenster auf der äußeren Südwand in dem Felde einer Aedicula. Oben unter der Balkendecke hatten die Wände der Vorhalle eine besondere Stuckdekoration als abschließenden Fries, in welcher Form, konnte ich an Ort und Stelle nicht feststellen.

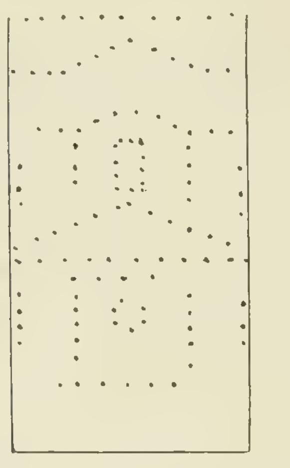
Von der großen Nische im oberen Teile der Westwand war schon oben (S. 18) die Rede. Die Stuckquadern gingen bis unmittelbar an die Pfosten, die im Stuck wohl aus Pilaster und Viertelsäule sich zusammensetzten, und von unten dicht an die profilierte Sohlbank der Nische heran. Die Dübellöcher im oberen Teile der Rückwand der Nische verraten das Gerippe für Gebälk und Giebel einer Aedicula. Sind auch im unteren Teil keine Löcher, so haben wir doch ohne Zweifel vier Pilaster oder Halbsäulchen zu ergänzen, die auf der steinernen Sohlbank standen und das bekrönende Stuckgebälk stützten. In Pompeji in der Casa del Fauno (vgl. Overbeck-Mau, Pompeji, S. 349, Abbildung dazu bei Niccolini, Le case e i monumenti di Pompei, tav. VIII) sind auf den Wänden des Einganges im oberen Teil kleine Nischen mit blinden Türen in Stuck mit Stucksäulen und Pfeilern, die eine vollständige Tempelfassade darstellen, angebracht.

Auch das Cellaportal hatte zweifellos eine Stuckumrahmung, gegen die die Stuckquadern und unten das Aediculenpaneel stieß, aber über ihre Form läßt sich nichts mehr sagen.

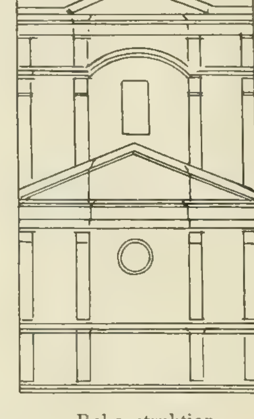
Die Cellawände, die wieder zahllose Dübellöcher zeigen, konnten aus Zeitmangel nicht auf die Einzelheiten untersucht werden, scheinen aber einen ähnlichen Wandschmuck wie die Vorhalle gehabt zu haben.

Eine ganz schlichte glatte Stuckverkleidung war offen-

bar in den Exedren, da dort gar keine Löcher vorkommen, während sie in dem Mittelraum, dem Hauptadyton, wieder zahlreich auftreten. Zunächst beobachtet man auf der östlichen Seitenwand des Vorraums Löcher, aus denen sich ohne weiteres eine reiche Kleinarchitektur erkennen läßt (s. Abb. 4). Die untersten Schichten sind wieder stark verwittert, erst mit der fünften Schicht über dem heutigen Niveau ist eine durch die ganze Tiefe des Vorraumes gehende horizontale Lochreihe bemerkbar. Auf ihr bauen sich vier vertikale Reihen mit einem breiten Mittelfeld, worin sich ein



Jetziger Zustand.



Rekonstruktion.

Abb. 4. Ostwand des Adyton-Vorraumes im Kasr Firaun.

Kranz von Löchern befindet, und zwei schmalen Seitenfeldern auf, um eine obere horizontale Reihe zu tragen, über der zwei Giebelschrägen ansteigen. Hier saß also eine über die ganze Wand sich spannende dreijochige Aedicula mit vier Pilastern oder Halbsäulchen und einem Rosettenschmuck im Mitteljoch. Über dem Giebel steigen wieder genau über den unteren vertikale Lochreihen nach oben. Die beiden mittleren endigen unter einem Flachbogen, die äußeren seitlich davon, offenbar in derselben Höhe. Wir haben hier die zweite Aedicula, die sich unmittelbar auf den unteren Giebel stellt

und in ihrem Mittelfeld, wie es scheint, eine fensterartige Dekoration trug. Und nun liegt nur wenig über dem Flachbogen eine Doppelschräge mit seitwärts gezogener horizontaler Lochreihe, also ein neues Giebelgebälk, das nur durch einen Kniestock mit kurzen Pilaster- oder Halbsäulenstümpfen von der zweiten Aedicula getrennt war. Eine horizontale Lochreihe endlich in der Höhe, wo das eingebaute Tempelchen endet, bezeichnet ein Gesims, das diese echt peträische Stockwerkarchitektur, die sich auf der gegenüberliegenden Seite, der Westwand des Vorraumes, wiederholte, nach oben abschloß.

Im oberen Teil war das Allerheiligste und der Vorraum wie durch ein Steingesims (S. 24) auch durch einen Wandschmuck aus Stuck zusammengefaßt. Ganz genau läßt sich der nicht mehr feststellen. Auf der vierten Schicht unter dem Schräggesims aus Stein liegt eine fortlaufende horizontale Reihe von Löchern, und an der Rückwand sind an ihren Holzdübeln Reste eines Zahnschnitts haften geblieben. In dieser Höhe lief also schon ein Gesims über die drei Wände, aus dem sich an jeder Seitenwand zwei, an der Rückwand ein Giebel entwickelte, also wieder Aediculenbekrönungen, zu denen wir uns eine Pilasterstellung ergänzen müssen. Es scheint, als ob sich in die Giebelfelder der Seitenwand noch ein Flachbogen gespannt hätte. Der Giebel an der Rückwand zeigt die Löcher für Eckakroterien und Mittelakroterien und über jeder Giebelschräge die Spuren einer großen, runden gefüllten Rosette. Allem Anschein nach saßen solche Rosetten auch in den Zwickeln, die zwischen den Giebeln der Seitenwände entstanden, wie an der Fassade von Mschatta. Über die Wanddekoration des Allerheiligsten selbst mit seiner Halbsäulenarchitektur und den inkrustierten Feldern wurde schon auf S. 23 f. ausführlich gesprochen.

Untersuchungen.

Der Beschreibung des Tempels lasse ich im folgenden eine kurze Untersuchung zur Bestimmung des kunsthistorischen Charakters folgen.

1. Der Grundriss.

An dem Grundriss des Bauwerkes fällt die breitgelagerte Cella mit dem dreiteiligen Adyton auf (vgl Noack, Homsische Paläste, S. 27 ff. über breitstirnige Bauten). In Petra selbst finden sich keine Analogien dazu. Aber sonst sind aus Syrien Cellen mit Adyton bekannt. Vorläufige Angaben darüber finden sich bei Puchstein im Archäol. Jahrbuch XVII, 1902 S. 112. Im Hermon und am Osthang des Libanon habe ich einige solcher Tempel aufgenommen, deren Publikation demnächst zu erwarten ist. Bekannt gemacht ist schon das Adyton des Bacchustempels in Baalbek (von Puchstein im Archäol. Jahrbuch XVII, 1902 S. 97). An dem westlichen Ende der kurzen rechteckigen Cella erhebt sich über Stufen das dreiteilige Adyton. Der mittlere Teil mit dem Kultbild und der linke Seitenraum öffneten sich nach der Cella, während der rechte Seitenraum nur von dem Allerheiligsten aus zugänglich war. Wood und Puchstein haben bereits auf die Ähnlichkeit mit Hierapolis in Syrien (Lucian, De dea Syr. 31) hingewiesen und damit das Orientalische einer solchen Anlage angedeutet. Bei den oben erwähnten noch nicht veröffentlichten syrischen Tempeln sind in der Regel beide seitlichen Räume gegen die Cella vollständig abgeschlossen und als Nebengemächer des Allerheiligsten aufzufassen. Der Unterschied des peträischen Adyton von den nordsyrischen liegt darin, daß in Petra die seitlichen Teile mit dem mittleren

in gar keiner Verbindung stehen, sondern als selbständige Räume sich in ganzer Breite zur Cella hin öffnen.

Dreiteilige Cellen kommen auch in Nordafrika vor (vgl. Monuments historiques de la Tunésie, les temples paiens pl. 34, 35 und Stephan Gsell, Monuments de l'Algérie), aber sie liegen zu weit ab, und in Italien kann der dreicellige etruskische Tempel (Wiegand, Le temple Etrusque d'après Vitruve in „La glyptothèque Ny-Carlsberg", München 1904, und Durm, Die Baustile II, 2. S. 100, 106, 107) ebensowenig wie die von Delbrück (Capitolium von Signia S. 30) erwähnten Beispiele für den Tempel in Petra in Betracht kommen. Die Ruine selbst bietet, wenigstens ohne Ausgrabung, nichts, was die Anordnung in ein Hauptadyton und zwei Nebenräume erklären könnte, die offenbar anderen Bedingungen als in Baalbeck entsprungen ist, und bestimmte Überlieferungen dafür sind nicht vorhanden. Vielleicht wird man sie einmal aus dem alten orientalischen Kult erklären können. Von Domaszewski vermutet einen Tempel der Magna Mater. Dalman, Petra und seine Felsheiligtümer S. 64 bezweifelt dies, lehnt es aber auch mit Recht ab, hier den Tempel des Duschares zu erkennen, weil dafür ebensogut der benachbarte Peripteros in Betracht kommen könne.

Für die breitgelagerte Cella — in Syrien ist die Cella sonst langgestreckt, höchstens quadratisch — weist Arabien selbst einige Analogien auf. Es ist dies zunächst der später wieder einmal neu auf- und umgebaute Tempel von Mhayy (Brünnow I, 70 ff.) an der Römerstraße von Madeba nach Petra. Nach Osten orientiert hatte er auf der Ostseite eine Vorhalle, die von zwei Treppentürmen an Stelle der Antenwände flankiert wurde. Zwischen ihnen ist ohne Zweifel eine Säulenstellung zu ergänzen. In der Mitte der Ostwand liegt der Eingang zur Cella, rechts und links von ihm nicht eine Nebentür, sondern wie v. Domaszewski meint, eine conchenförmige Nische. Die Cella ist nur ca. 9 m tief, aber 29 m breit. Von Domaszewski trägt wegen der geringen Tiefe Bedenken, die Rückwand für urspünglich zu halten, aber un-

wahrscheinlich ist das nicht, nur möchte man vermuten, daß sich hinten an diese Wand noch ein Adyton angeschlossen habe. Fast identisch mit der Anlage von Kasr Firaun ist dann, wie schon Irby bemerkt hat, Kasr Rabba östlich vom Toten Meer, dessen Grundriss v. Domaszewski (Brünnow I, S. 48) aufgenommen hat. Nach de Saulcy ist er genau nach Osten orientiert. Die viersäulige Vorhalle zeigt wiederum nur eine geringe Tiefe und ist zu beiden Seiten von Treppentürmen flankiert. In der Mitte der Rückwand liegt der einzige Eingang zu der Cella, rechts und links von ihm eine kleine Bildnische. Der Durchgang unmittelbar neben dem rechten Treppenturm soll später in die Mauer gebrochen sein. Die Cella hat die breite Form und fast genau dieselbe Größe wie Mhayy und Kasr Firaun, 28 m breit und kann nicht tiefer als 9 m ergänzt werden, da noch Reste der Quermauern des dreiteiligen Adyton erhalten sind. Darnach öffneten sich auch hier auf den Cellaraum drei nebeneinander liegende Zimmer und zwar dergestalt, daß das mittlere d. i. das Hauptadyton wie in Kasr Firaun etwas schmäler als die seitlichen ist. Wenn Burkhardt (Travels in Syria and the Holy Land S. 376) von Fragmenten kleinerer Säulen im Innern spricht, so rühren sie jedenfalls von einer Säulenstellung in der Front der Nebenräume. Die Übereinstimmung des Grundrisses mit dem von Kasr Firaun ist überraschend. Der einzige wesentliche Unterschied ist die Lage der Treppen, die bei Kasr Firaun in den Mauern der seitlichen Adytonräume, hier an der Treppenfront liegen. Daraus ergibt sich allerdings eine wichtige Verschiedenheit für den Aufbau: die seitlichen Emporen von Kasr Firaun sind hier kaum möglich, da man nur über die Cella weg zu ihnen gelangen könnte, es sei denn, daß man Holztreppen annähme, die keine Spuren hinterlassen haben. Von Domaszewski faßt auch noch (a. a. O. S. 88 u. 89) die Ruine von Tawane, drei langgestreckte nebeneinander liegende Räume von ca. 18 m Länge und 5 bis 7 m Breite als einen dreischiffigen Tempel auf. Die drei Räume, von denen der

mittlere der breiteste ist, haben auf der nördlichen Schmalseite einen $1\frac{1}{2}$ m breiten Eingang, und unter sich sind sie unmittelbar hinter der Frontwand durch eine Tür verbunden. Vor die Frontseite legen sich „zwei Höfe". Aber es ist doch zweifelhaft, ob wir es hier mit einem Tempel zu tun haben und die Anlage mit der von Kasr Firaun vergleichen dürfen. Dagegen ist sicher der Tempel des Baalsamin in Siah (vgl. de Vogüé, La Syrie centrale 1, Pl. 2) noch zu dem Typus des arabischen oder nabatäischen Tempels zu rechnen. Wie die Fassaden der mit Treppentürmen statt mit Anten ausgestatteten Tempel zu der *βᾶρις* des Hyrkanos in Arak el Emir und dem Jehovatempel in Jerusalem stimmen, ist öfter dargestellt worden (s. Puchstein im Archäol. Jahrbuch VII, 1892 S. 10 ff. und jetzt H. C. Butler, Ancient architecture in Syria, Leyden 1907, A I, 1 ff. und E. Littmann, Greek and Latin inscriptions in Syria, 5 f.).

2. Die Kunstformen.

Die wenigen Kunstformen in Stein, die an Kasr Firaun auftreten, wurden schon oben ausführlich besprochen. Die Ergänzung von korinthischen Kapitellen zu einem Gebälk mit ionischem Epistyl und ionischem Geison, aber mit dorischem Fries entspricht der seit der hellenistischen Zeit gebräuchlichen Stilmischung. Die Verkröpfung über den Anten, zu deren Annahme die Metopeneinteilung auf der östlichen Langseite zwingt, geht aber vielleicht über das in der eigentlichen hellenistischen Zeit übliche hinaus. Was die Kapitellform betrifft, so würde zu deren Untersuchung, einer umfangreichen Aufgabe, eine größere Zahl von sorgfältigen Aufnahmen gehören, als sie bisher vorgelegt worden ist. Ich möchte nur darauf hinweisen, daß das Kapitell, dessen Reste im Innern der Cella von Kasr Firaun zu erkennen sind, einen auf den pompejanischen Wanddekorationen des zweiten Stiles (vgl. z. B. Barnabei, La Villa Pompejana di P. Fauno Sinistore Tav. IX) und in Alexandria besonders beliebten Typus repräsentiert, und dass derselbe in Bosse auch bei den peträischen Grab-

fassaden sehr häufig zu finden ist. Bei den Bossenkapitellen in Petra, die als ionische Diagonalkapitelle (vgl. Brünnow I, 159 Fig. 181 u. S. 169 Fig. 193), als korinthische mit einer Blattreihe (ebenda I, 169 Fig. 193) und korinthische mit zwei Blattreihen (ebenda S. 170 Fig. 194) auftreten, ist es nicht immer ersichtlich, ob sie als Bosse für eine Steinform oder als Steinkern für eine Stuckdetaillierung aufzufassen seien. Das letztere scheint meistens der Fall zu sein, aber die Stuckformen wurden niemals angetragen und die Bosse wurde zur Kunstform, was einzelne Kapitelle (vgl. Brünnow I, 164 Fig. 190) beweisen, wo auf die Bosse ohne Verständnis für die Volute ein Ornament gemeißelt ist.

3. Die Stuckdekorationen.

Das Wertvollste des ganzen Bauwerkes war die Stuckdekoration. Es soll hier versucht werden, sie in den Zusammenhang der uns sonst bekannten Wanddekorationen einzuordnen.

Übersieht man Art und Entwicklung der antiken klassischen Wanddekoration, so ist uns aus älterer Zeit nur die in Stein bekannt. Sie geht entweder auf die Orthostaten oder auf die Schranken zurück. Die Orthotatenschicht, beim Ziegelbau (vgl. Dörpfeld, Histor. u. philol. Aufsätze an Curtius S. 143) ein technisch wünschenswerter Teil, ist in den Steinbau mit übernommen worden und dort zu einem dekorativen Wandteil geworden. Sie begegnet uns z. B. beim Parthenon als eine Sockelschicht, die sich nur durch ihre Höhe von dem übrigen Mauerwerk abhebt. (Im Stuck auch bei dem Altar des Hieron in Syrakus, vgl. Koldewey u. Puchstein, Die griech. Tempel S. 72.) Der Gedanke, ihr einen Fuß und einen Kopf zu geben, ist so naheliegend, daß man sich garnicht wundert, wenn sie an dem Theseion mit einer Art Basis beginnt und an den inneren Propyläenwänden durch eine Flachschicht bekrönt wird. Die zweite Art steinerner Wanddekoration sind die Schranken. Sie bildeten ursprünglich einen unteren Abschluß in den Intercolumnien einer freistehenden Säulenreihe. So treten sie uns

noch bei dem Tempel F in Selinus entgegen (vgl. Koldewey u. Puchstein, a. a. O. S. 118). Wie sie dann als Dekoration auf die große Wand übertragen werden, ohne dabei den Charakter eines unteren Wandabschlusses im Gegensatz zu einem oben offen gedachten Teile zu verlieren, zeigt z. B. das Olympion in Akragas (a. a. O. S. 162) und das Lysikratesdenkmal in Athen (Springer-Michaelis, Handb. d. Kunstgesch. I, 262, vgl. dazu E. Petersen, Ara pacis Augustae S. 148 ff., auch Wiegand, Milet II, Taf. VI u. VII, und Fragmente böotischer Grabaediculen bei Altmann, Die röm. Grabaltäre der Kaiserzeit S. 137 Fig. 112). In jüngerer Zeit bemächtigten sich Stuck und Malerei dieser beiden Dekorationsmotive, der Orthostaten und Schranken, vermengten sie häufig und bildeten, ihrer Technik entsprechend in immer freierer Weise, verschiedenartige Wandpaneele (vgl. Thiersch, Zwei antike Grabanlagen bei Alexandria S. 12).

Uns interessieren für Kasr Firaun besonders die Beispiele in Stuck, wie sie aus Pompeji und neuerdings aus Priene bekannt sind. Im Hause des Sallust (Mau, Gesch. d. decorat. Wandmalerei Taf. II oben) ist die Wand von Türen durchbrochen und in den übrig bleibenden Teilen, die wie Intercolumnien wirken, sitzt ein hohes Paneel: über Sockel, Orthostat und Flach- oder Deckschicht eine aus mehreren Quaderschichten aufgebaute Wand, die mit einem seitlich verkröpften Gesims abschließt. Die Gesamtwand ist dann über den Türen noch einmal durch ein kleines Gesims zusammengefaßt. Der vorstehende Gurt über den Orthostaten, ursprünglich eine flache Binderschicht, ist häufig zur Bank einer Stützenstellung geworden. So in der Casa di Sallustio (Mau, Taf. I, b—d), ferner in der Casa del Centauro, deren Dekoration Mau (S. 75) mit folgenden Worten beschreibt: „Der Gurt über dem Sockel ist ungewöhnlich breit und stark vorspringend, da er die auf ihm stehenden, die obere Wandfläche teilenden Pilaster zu tragen hat. Zwischen je zwei der letzteren liegt immer eine annähernd quadratische Platte unklarer Farbe, mit gelbem, vertieftem Rande ein-

gefaßt von einem vorspringenden Rahmen, der zwischen sich und den Pilastern, resp. dem Gurt über dem Sockel, einen schmalen, violett ausgefüllten Streifen übrig läßt. Zwischen diesen Platten und dem auf den Pilastern ruhenden Triglyphengebälk bleibt Platz für je ein kleines liegendes Rechteck, doch ist dieser Teil sehr zerstört und unkenntlich". Das Prinzip solcher Paneele, das aus Mau's Beschreibungen nicht immer deutlich hervorgeht, ist also nach den angeführten Beispielen: ein bis zwei Orthostatenschichten zuweilen mit Sockel, eine Deckschicht oder Bank über den Orthostaten und darauf ein architektonischer Aufbau, der mit einem Gesims abschließt und nur aus einigen Quaderschichten oder einer fortlaufenden Reihe von Pilastern besteht, das Ganze meistens wie Schranken zwischen eine große Stützenstellung gefügt.

Ebenso ist es in Delos und Priene, wo auf die Ähnlichkeit des Wandschmuckes mit den pompejanischen Stuckdekorationen Wiegand (Wiegand und Schrader, Priene, S. 308 ff.) hingewiesen hat. Ich möchte indes den Wandschmuck von Priene im Hinblick auf unser peträisches Paneel noch etwas schärfer zergliedern. Im Thalamos des Hauses XIII (a. a. O. 309 Fig. 334) beginnt die Wand mit einer Sockelschicht und einer Orthostatenschicht. Darüber liegt ein niedriger vortretender Gurt, eine Quaderschicht und ein Kymationgesims. Diese drei sind gewiß als eine Bank mit einfachem Fuß- und reicherem Kopfprofil aufzufassen und das Kyma darunter als stützendes Unterglied. Eine solche Bank sollte nicht bloß eine einfache Quaderschicht, sondern nach den Beispielen von Pompeji auch einen architektonischen Aufbau tragen. Wie dieser in dem Hause XIII gestaltet war, hat sich nicht mehr erkennen lassen. Wiegands Photographie und Zeichnung geben nur Quadern mit erhöhtem Spiegel an; möglicherweise lagen sie aber zwischen oder hinter einer Vertikalgliederung durch Pilaster oder Halbsäulen mit einem Gebälk, und das häufig am Boden gefundene ionische Gebälk, z. T. mit Triglyphen, wird eben meistens nicht als Abschlußgesims eines reinen Quaderpaneels,

sondern eines Paneels mit einer Stützenstellung zu ergänzen sein. Einige Stuckwände in Priene zeigten auch tatsächlich unter ionischem oder ionisch-dorischem Gebälk eine Reihe von Halbsäulchen, die wie in der Casa di Sallustio zu Pompeji den oberen Teil des Paneels bildeten. So hat Wiegand (a. a. O. S. 315 Abb. 356) aus den Stuckresten des Zimmers A des Hauses XXIII einen Aufbau rekonstruiert, der deutlich die Gliederung in Sockel, Orthostaten, Bank und die von ihr getragene Kleinarchitektur erkennen läßt. Die Bank besteht hier jedoch aus zwei Quaderschichten, über denen das Kopfprofil ausladt, während das Fußprofil in der Orthostatendeckschicht enthalten ist. Interessant wäre es im Hinblick auf Petra, zu erfahren, in welchen Abständen die Halbsäulen über der Bank angeordnet waren, aber das ließ sich wegen der Zerstörung der Wand nicht mehr feststellen. Endlich möchte ich in der z. T. marmornen Wanddekoration des Ephebensaales im unteren Gymnasion von Priene (a. a. O. S. 268) denselben Aufbau erkennen: eine Sockelschicht, dann statt des sonst üblichen einschichtigen einen dreischichtigen Orthostaten und die vorspringende Orthostatendeckschicht (in der Zeichnung bei Wiegand ist der auf der Photographie Abb. 272 sichtbare Vorsprung vergessen), die den Fuß einer zwei Schichten hohen Bank bildet, auf deren Kopfprofil stukkierte Halbsäulchen mit ionischem Gebälk, dem Abschlußgesims des Paneels, standen. Die Stützenstellung ist hier eng wie bei einer Stoa. Um so unwahrscheinlicher ist aber die Rekonstruktion des Mittelfeldes; eine große Bogennische von ca. 5 m Höhe läßt sich mit der gefundenen Statue von ca. 2 m nicht vereinen, selbst wenn Wiegand, der dieses Mißverhältnis auch empfand, S. 316 zwei Nebenfiguren ergänzen will. Die Tatsache, daß das Mittelfeld fast genau drei Intercolumnien der Halbsäulenstellung entspricht, scheint mir mit Gewißheit auf eine aus drei Jochen bestehende Komposition zu deuten, deren Mitteljoch die gefundene Statue aufnahm und mit einem Bogen geschlossen war, für den die gefundenen Keilsteine wohl

auch passen: wenn man die drei Joche durch einen Giebel zusammenfassen darf, würden wir in dieser prienensischen Komposition einen Vorläufer für die Dekoration der Südwand von Kasr Firaun besitzen.

Jedenfalls haben wir in der historischen Entwicklung die Dekoration von Petra an das durch Priene und Pompeji bezeugte System des ersten Stiles anzuknüpfen. Denn sehen wir uns jetzt die Paneelbildung des peträischen Tempels an, so erkennen wir zunächst in dem Prinzip des Aufbaues die völlige Übereinstimmung mit Pompeji und Priene. Auf niedrigem Sockel eine hohe Orthostatenschicht, darüber von einem Kyma gestützt die Bank mit Fuß- und Kopfprofil und darauf gestellt die Pilasterreihe mit ihrem Gebälk, endlich ein abschließendes Paneelgesims. Neu und fortgeschrittener ist nur die Kleinarchitektur selbst. Denn für die fortlaufende Reihe von Aediculen bietet weder Priene und Delos noch Pompeji ein Beispiel dieses Dekorationsmotivs.

Wohl werden schon an monumentalen Bauwerken der augusteischen Zeit in Stein ausgeführte Aediculen zwischen eine große Stützenstellung, die die Wände in ihrer ganzen Höhe gliedert, komponiert. Es genügt für unsern Zweck, auf die Wanddekoration des sogenannten Dianatempels in Nimes (vgl. Graugent, Durand, Durant, Description des Monuments Antiques du Midi de la France, Pl. XXIII) hinzuweisen, wo tiefe Wandnischen zwischen Vollsäulen, die das Hauptgebälk tragen, stehen und zwar auf demselben Sockel wie die großen Säulen. Säulchen oder Pfeiler trugen bei ihnen abwechselnd einen geraden oder einen Bogengiebel als Bekrönung, nur sind diese nicht wie in dem genannten Werke (Pl. XXXII u. XXIX) vor die Nischen geklebt, sondern in den Nischen stehend zu ergänzen. Auch Aediculen mit Semifastigien kommen hier vor. Auf der einen Schmalseite steht in den Intercolumnien je eine Aedicula mit Halbgiebel und flankiert das große Bogentor in dem breiteren Mittelintercolumnium (ebenda Pl. XXXI Fig. 2). Ähnlich kehrt in

Pompeji an der Außenmauer des Gebäudes der Eumachia (Overbeck-Mau S. 135) und an den Hofwänden des Augustustempels (Mazois, Les Ruines de Pompéi IV, Pl. XIII u. XIV) der Wechsel von Bogen- und geraden Giebeln wieder über den säulenlosen Aediculen, die wie in Nîmes durch eine große Pfeilerstellung von einander getrennt sind (vgl. auch die Wandgliederung der Hallen des Athenatempels in Pergamon, Altertümer von Pergamon, Bd. II, Taf. 21. 26. 27).

In Petra selbst tritt die Aedicula in großen Jochen wie in Nîmes auf, mit Vorliebe als Fenster- oder Türumrahmung so bei dem korinthischen Grab (Brümow I, 168 Fig. 192), wo sie in die Joche einer Halbsäulenstellung abwechselnd mit geradem und Bogengiebel komponiert ist. Zuweilen sind dann auch (vielleicht eine jüngere Entwicklung) die großen Joche selbst tabernakelartig behandelt, wie bei dem Stockwerkgrab ebenda S. 169, Fig. 193, wo die beiden mittleren Joche der untersten Stellung mit je einem geraden Giebel, die beiden seitlichen Joche mit einem Bogengiebel gekrönt sind.

Die weitere Entwicklung der Aediculamotive in der römischen Kaiserzeit ist meines Wissens noch nicht dargestellt, und es würde zu weit abführen, wenn ich einen Versuch dazu machen wollte. Nur an die Architektur von Baalbek sei hier erinnert, weil sie uns sehr deutlich zeigt, in welch vielseitiger Weise im zweiten Jahrhundert n. Chr. mit dem Aediculenmotiv bei der Dekoration der Wände operiert wurde (vgl. Puchstein im Archäol. Jahrbuch XVI 1901, S. 142 ff.). Es sind zwei Systeme, die uns dort entgegentreten. Bei dem einen ist die Wand in ihrer ganzen Höhe zunächst durch Pilaster gegliedert, die das Hauptgebälk tragen, und in die so entstandenen Interkolumnien hat man dann zweigeschossige Tabernakel hineinkomponiert. Bei dem zweiten System fehlt die große Vertikalgliederung, der Wandschmuck beschränkt sich auf einzelne, aber durch das Gebälk zusammengefaßte zweigeschossige Aediculen, die auf ein Pluteum gestellt sind. Die unteren Aediculensäulchen tragen ein gerades Gebälk, die

oberen abwechselnd einen schrägen und einen runden Giebel. Das zweite System ist für den Vergleich mit der Aediculendekoration des peträischen Paneels besonders wichtig. Wir haben es in Kasr Firaun zwar nur mit einer eingeschossigen Dekoration nach älterer Weise zu tun, aber sie entspricht vollständig der oberen ununterbrochenen Aediculenreihe dieser Baalbeker Hallen- und Turmwände. Wie in Kasr Firaun ist das Aediculengebälk ein fortlaufendes Wandband, das sich über der Stützenstellung verkröpft und abwechselnd einen schrägen und einen runden Giebel trägt. In Petra ist das alles dem Stuckmaterial entsprechend nur erst zart auf die Wand aufgesetzt, in Baalbek aber in Stein übertragen und so kräftig herausgezogen, daß aus den Pilastern freistehende Säulchen geworden. Es sind gleichsam die Ideen der Stukkateure in die monumentale Architektur übergegangen, aber unter der Hand eines architektonisch denkenden Menschen.

Das Paneel von Kasr Firaun mit der einfachen Aediculenreihe läßt sich also zwischen die Stuckdekoration des ersten Stiles, namentlich deren Ausläufer in augusteischer Zeit, und die mehr architektonische Dekoration wie in Baalbek gut einfügen.

Geht die einfache Aediculendekoration der Längswände von Kasr Firaun schon über den ersten Stil hinaus, so tut es erst recht die Mittelkomposition der Südwand. In Pompeji ist es auffallend, daß sich der erste Stil nicht weiter entwickelt hat. Er kommt über eine einfache Stützenstellung mit geradem Gebälk nicht hinaus. Auch nicht in Priene und Delos, wo allerdings nur wenige Beispiele erhalten sind. Erst der Pinsel baut im zweiten Stil die begonnenen Ideen weiter aus. Der zweite pompejanische Stil, zu dem man auch die römischen Dekorationen der Villa Farnesina (Mon. d. Inst. XI, 17, XII, 44 und Haus der „Livia“ auf dem Palatin, XI, 23) rechnen muß, zeigt noch dieselben Prinzipien im Aufbau, wie sie übereinstimmend im ersten Stil, in Priene und in Petra oben festgestellt wurden, Orthostaten, Bank und Stützenstellung (vgl. z. B. Taf. III bei Lessing u. Mau, Wand- u. Deckenschmuck

eines röm. Hauses = M. d. I. XII, 23), aber in die Stützenstellung hinein ist eine große Aedicula oder ein Türbaldachin[1], komponiert (vgl. dazu auch Petersen, Ara pacis Aug. S. 142 ff.) und über dem Paneel vielleicht erst bei den jüngeren Wänden mit Hilfe der perspektivischen Darstellung ein Ausblick auf weiter zurückliegende Architekturen geschaffen. Wir haben in Petra etwas ähnliches, wenn das fortlaufende Paneel der Südwand durch eine sechssäulige Aedicula unterbrochen wird. Die Komposition ist im Gegensatz zu Pompeji orthogonal auf die Wand projiziert, durch eine perspektivische Darstellung würde man eine Dekoration zweiten Stiles erhalten. Die Vorstufen der peträischen Wanddekoration fehlen, so dass nicht festzustellen ist, ob sie solche Phasen wie den zweiten pompejanischen Stil durchgemacht oder sich aus Prinzipien, wie sie der erste pompejanische Stil zeigt, unmittelbar entwickelt hat. Parallelen zu dem interessanten Mittelstück bietet wieder Baalbek. Dort zeigt z. B. die Schmalwand einer Exedra (Puchstein im Archäol. Jahrbuch XVI 1901 S. 147) im oberen Teil eine sechssäulige Front, komponiert als viersäulige von zwei Halbgiebeln gekrönte Aedicula mit zwei detachierten Säulen.

Auch die scheinbare Zweigeschossigkeit von einzelnen pompejanischen Dekorationen zweiten Stiles tritt auf den Wänden von Kasr Firaun auf. Könnte man schon in der eben besprochenen Aedicula der Südwand mit dem auf Konsolen ruhenden zweiten Giebel einen verschleierten Etagenbau erkennen, so erscheint er klarer an den Seitenwänden des Vorraums vom Hauptadyton. Es war oben (S. 31—33) an der Hand der Dübellöcher gezeigt worden, wie sich auf einen breiten, die ganze Fläche überspannenden Giebel einer unteren Pilasterstellung unmittelbar eine obere Pilasterstellung aufsetzte, und über dieser wahrscheinlich auf Zwergstützen noch einmal ein Giebelgebälk saß. Wie solche Aufbauten aufzufassen sind,

[1]) Mau's Auffassung von dem „Bildträger" (Mitt. d. K. D. Archäol. Inst. XVII 1902, 179 ff.) halte ich nicht für zutreffend, ebensowenig die Herleitung der Paneelbildung von Wandschirmen. Das Mittelstück ist deutlich, wie Petersen ebenda XVIII 1903, 87 sagt, eine Prostasis, die mit den Scherwänden unmittelbar zusammenhängt.

zeigt Pompeji. Dort kann man die Entwicklung zur Etagendekoration verfolgen. Der erste Stil kennt sie nicht, auch dem zweiten ist sie anfangs noch fremd, bis die architektonischen Gebilde oberhalb des Paneels, die weiter zurück liegen sollten, von dem Maler mit der Paneelarchitektur in Beziehung gebracht und teilweise unmittelbar auf sie aufgesetzt wurden. Im vierten Stil treten dann die Wanddekorationen fast regelmäßig als mehrstöckige Fassaden im engen Anschluß an römische Bühnendekorationen (vgl. Puchstein im Archäol. Anzeiger 1896, 28) auf. Die phantastischen Spielereien, mit denen in Pompeji der Etagenbau gleich beginnt, die ihn des architektonischen Gedankens immer mehr entkleiden, fehlen in Petra ganz. Auch dem skenographischen Stil des Apaturios gegenüber, der doch vor Vitruv und wahrscheinlich in Stuck gearbeitet hat, erscheint die Stockwerkarchitektur im Innern von Kasr Firaun in einer strengeren, mehr architektonischen Form. Das liegt zum großen Teil an der orthogonalen Darstellung, in der hier die Wanddekoration bis zum Etagenbau gelangt ist.

Man kann eine solche Dekoration als die höchste Entwicklung des ersten Stiles auffassen. Aber es ist wohl ausgeschlossen, daß der strengen Zucht in dem peträischen Wandschmuck einmal solche skenographische Zügellosigkeiten wie in Pompeji voraufgingen. In Italien dagegen ist erst nach dem vierten Stil eine Reaktion eingetreten (vgl. z. B. die Stuckdekoration der tomba dei Pancratii bei Springer-Michaelis S. 454). Man suchte die phantastischen Gebilde, zu denen man mit Farben und Stuck gekommen war, wieder in straffere Formen zu meistern. So sagt Mau (Pomp. Wandmalerei S. 457) von den Malereien der Villa Negroni aus der hadrianischen Zeit: „wir finden bemerkenswerte Abweichungen von dem vierten Stil. Die Architekturen sind nicht von so ganz leichten und phantastischen Proportionen, auch keineswegs in so ganz frei und schrankenlos spielender Weise angebracht“ und weiter: „ferner finden wir ganz gegen die Art des letzten pompejanischen Stiles

Epistyl, Fries und Gesims ganz in alter Weise deutlich architektonisch charakterisiert, auf Tafel 6 (bei Buti) Epistyl und Gesims durch Konsolen verbunden. Ja auf Tafel 2 und 4 finden wir das uns schon aus dem ersten Stil bekannte Zahnschnittgesims ganz an seinem alten Platz". Schon bei einer Wand aus den Bädern des Titus (vgl. Ponce, Description des Bains de Titus, Pl. 44 S. 72) erkennt man in dem einfachen und klaren System des zweietagigen Aufbaues eine Reaktion, die den Baugliedern wieder ihre tektonische Form gab und sie ihren Funktionen entsprechend übereinanderbaute. Von einer perspektivischen Darstellung wurde dabei nur in geringem Maße Gebrauch gemacht.

4. Die Stuckdekorationen des Tempels und die Petränischen Felsfassaden.

Die Bedeutung von Kasr Firaun geht nun aber noch weiter. Dieselben Dekorationselemente, die auf den Wänden des Tempels in Stuck auftreten, findet man an den peträischen Felsfassaden in Stein wieder, wenn auch gemischt mit Steinmotiven. So zeigt z. B. das sogen. römische Heiligtum (Brünnow I, 172 Fig. 197) in seinem Gesamtaufbau eine ganz ähnliche Komposition wie das Mittelstück von der Südwand des Tempels. Unten fünf Joche, mit einem gemeinsamen, sich verkröpfenden Gebälk, die beiden äusseren Joche von einem Halbgiebel, das mittlere von einem Bogengiebel bekrönt und über dem Ganzen auf sechs Zwergpilastern, die sich zum Teil auf die Giebel stützen, das höhere Hauptgebälk mit zwei Halbgiebeln. Und an die Stuckdekoration der Adytonseitenwand erinnert z. B. die Fassade des römischen Tempelgrabes (Brünnow I, 170 Fig. 194) mit der unteren Stützenstellung, die ein Bogengebälk trägt, und der oberen, auf der ein gerader Giebel ruht. Was auf der Wand eines Bauwerkes wie Kasr Firaun nur eine kleine Dekoration ist, das erscheint also auf der Felswand als selbständige Fassade.

Diese Beziehungen zwischen den Stuckdekorationen des Tempels und einigen Felsfassaden legen den Gedanken nahe,

daß die peträischen Felsarchitekturen weniger vom architektonischen Standpunkt aus, wie es bisher in der Regel geschehen ist, als vielmehr als Wanddekorationen aufzufassen seien, deren Entwicklung sich teils wie in Pompeji auf den Wänden von Gebäuden, teils auf den Felswänden vollzogen hat.

Schon bei den von v. Domaszewski vorangestellten Grabformen, den von ihm sogenannten Pylonen[1], sieht man, wie auch schon v. Domaszewski andeutet (S. 137), daß der ursprünglich architektonische Gedanke (nach v. Domaszewski die Nachbildung eines peträischen Hauses) bald verloren gegangen ist, indem auf den Zinnenkranz etwas wie ein zweites Stockwerk, abermals mit Zinnen, aufgesetzt wurde. Bei den sogenannten Stufengräbern, die v. Domaszewski in der Entwicklung der Grabformen an die zweite Stelle setzt, sieht er die beiden Eckzinnen über der Hohlkehle wegen ihrer Größe als eine dekorative Umbildung des Zinnenkranzes der Pylonengräber an. Aber wenn man sie auch in der modernen profanen Architektur Syriens noch häufig auf den flachen Dächern der Häuser findet, so scheint es doch näher zu liegen, die Form des Stufen- wie die des Pylonengrabes von den sowohl nur mit Eckzinnen als auch mit mehrfachen Zinnen bekrönten Altären abzuleiten, und auch die von v. Domaszewski als Protoheğr bezeichneten, noch der nabatäischen Zeit von Petra angehörigen Fassaden, die aus der Vereinigung einer solchen Eckzinnenbekrönung mit einem gräzisierenden Unterbau bestehen, können ebensogut die Nachbildung eines monumentalen Grabcippus wie einer Gebäudefront darstellen. Eigentümlich sind nur die Zwergpilaster auf dem Friesstreifen zwischen dem griechischen Epistyl und dem aegyptischen Gesims. Sie haben Basis und Kapitell und sind der großen Stützenstellung entsprechend mit einem weiten Mittelintercolumnium und je

1) Es werden im folgenden die Bezeichnungen gebraucht, wie sie v. Domaszewski in seiner historischen Entwicklung anwendet und auf die Zeichnungen in demselben Werke hingewiesen, da sie klarer als die Photos daselbst, wenn auch nicht immer ganz zuverlässig sind.

einem schmalen Seitenintercolumnium angeordnet, auch dort, wo die untere Stützenstellung fehlt. Man wird diese ungewohnte Friesdekoration kaum als ein Motiv der monumentalen Architektur erklären können. Sie erinnert an die Zwergpilaster, die Studniczka (Tropaeum Traiani S. 31 ff.) aus den Triglyphen hergeleitet hat, aber sie erscheint hier nicht in Triglyphenanordnung, sondern in Konkordanz mit der großen Stützenstellung, sitzt auch nicht in dem Fries des Gebälks, sondern leitet zu einem zweiten oberen Gebälk über. Sie finden sich auch häufig an reicheren Fassaden der römischen Zeit von Petra. An manchen davon, namentlich dort, wo sie ohne Basis auftreten, hat man den Eindruck, daß es kurze Pilaster einer Stützenstellung seien, die sich aus gewissen Motiven der pompejanischen Wanddekoration erklären ließe. Bei den pompejanischen Wänden zweiten bis vierten Stiles ragen nämlich häufig (vgl. z. B. Barnabei, La Villa Pompeiana S. 53, 64, 65, 70 und Niccolini, Le case e i monumenti di Pompei Bd. III, tav. II, Bd. IV, tav. VI u. XIII) über die Frontwand Säulen heraus, die einem architektonischen Aufbau hinter der Front angehören. Auf Taf. IV unten bei Mau (Gesch. der dekor. Malerei) erscheinen hinter dem Frontpaneel die oberen Teile von breiten Pfeilern, die Bogen tragen. Auf Taf. X bei Mau sind Säulen hinter der Front mit Säulen vor der Front durch ein Gebälk verbunden.

Bei einem Vergleich solcher pompejanischen Darstellungen mit den merkwürdigen Zwergstützen auf den Felsfassaden Petras ist die Vorstellung wohl nicht abzuweisen, daß dem peträischen Felskünstler ähnliche Ideen vorgeschwebt haben wie dem pompejanischen Maler. Bei dem sogenannten korinthischen Grab (Brünnow S. 168) würde das scheinbare Kniestockwerk über dem Gebälk der unteren Stützenstellung völlig unverständlich sein, wenn man in dem Gesamtaufbau die Reproduktion einer einheitlich monumentalen Architektur griechischen Stiles erkennen wollte; es läßt sich dagegen leicht erklären, wenn man annimmt, daß hier ein Flächen-

künstler, wie der Maler von Pompeji die Vedute, im Relief einen Durchblick darzustellen versuchte. Ob er noch mit der Absicht, in der Fläche hintereinanderliegendes wiederzugeben, gearbeitet hat oder nur in undeutlicher Erinnerung an Wände wie die pompejanischen auf seine Komposition kam, ist dabei nicht von Bedeutung.

Daß die kurze Stützenstellung als obere Endigung einer rückwärts befindlichen Architektur aufzufassen ist und mit der unteren, der eigentlichen Frontwand nicht zusammenhängen sollte, geht auch daraus hervor, daß oben stets andere Stützenpaare durch ein Gebälk zusammengefaßt sind als unten. Es stehen z. T. die oberen Joche breitbeinig über den unteren, ein Motiv, das sich in der späteren monumentalen Fassadenarchitektur (vgl. die Bibliothek in Ephesos, von W. Wilberg in den Österr. Jahresheften XI 1908, 122 f. ergänzt, und das noch unpublizierte Nymphaeum in Milet, von Hülsen und Wiegand ergänzt) wieder findet, ohne dort seinen Ursprung zu verraten. Auch bei einer andern Felsfassade, dem „römischen Heiligtum" (Brünnow S. 172, Fig. 197), muß man in dem oberen Teil mit den Zwergstützen einen Ausblick auf eine weiter hinten befindliche Architektur sehen, deren oberer Teil dadurch sichtbar gemacht wurde, daß man ihn auf die Wandfront setzte. Hier sind gleichfalls in der Vedute andere Stützenpaare zusammengefaßt als in der eigentlichen Frontstellung.

Betrachtet man unter diesem Gesichtspunkt die hohe Fassade des sog. Stockwerkgrabes (Brünnow I, S. 169, Fig. 193), so wird man als eigentliche Frontwand nur das untere Aediculen- und vielleicht noch das obere Halbsäulengeschoß anzusehen, über jedem Stockwerk aber einen Durchblick auf rückwärts liegende Architekturen zu erkennen haben, wie man es in Pompeji beobachtet. Die untere Vedute liegt in dem Streifen, der gleichzeitig die Giebel der Frontaediculen enthält und ist durch die kleinen Pilaster, die teils über dem Gebälk der isolierten Säulen, teils hinter den Giebeln (vgl. dazu Barnabei, S. 65) herausragen, wiedergegeben. Die obere Ve-

dute wird über dem Gebälk der Halbsäulen sichtbar und baut sich, wie es scheint, aus mehreren Zwergstützenstellungen auf. Aus der Photographie bei Brünnow I S. 386 ist deutlich genug zu erkennen, daß darüber noch ein drittes, dem zweiten ähnliches Stockwerk, das zur Wandfront gehörte, gewesen ist, auch dies gewiß einst mit einem Vedutenstreifen bekrönt.

Man darf sich bei den Pilastern der Veduten nicht wundern, wenn sie zuweilen eine Basis haben. Der Felskünstler hat nichts anderes getan als der Maler in Pompeji, der Teile der Vedute häufig unmittelbar mit den Basen auf die Wand setzte, obwohl sie dahinter gedacht waren. Wenn die Zwergpilaster in Petra auch in dem Gebälk einfachster Tempelfronten (vgl. z. B. Brünnow I S. 166) vorkommen, so darf man hier bei dem Künstler noch weniger die klare Vorstellung einer Vedute voraussetzen, als bei den reicheren Kompositionen. Diese einfachen Fronten können, selbst wenn sie noch die Stufenzinnen tragen, recht gut zu gleicher Zeit mit den reicheren Fassaden entstanden sein, und dann sind solche Zwergpilaster im Gebälk nur die Nachahmung eines Motivs, das bei den andern bestimmtere Bedeutung hatte. Die Behauptung v. Domaszewski's, daß die großen Felsfassaden jünger seien als der sog. Heǧrtypus, erscheint deshalb unbegründet.

Die bekannteste Felsfassade Petras (Michaelis-Springer I, S. 475, Durm, Baustile[2] II, 11 758, Brünnow I, S. 179 ff.) ist das sog. Hasne im östl. Sik, das beste Beispiel eines mehrfach vorkommenden Typus. Über die Auffassung dieser ungewöhnlichen architektonischen Komposition sind schon mannigfache Ansichten geäußert worden. Michaelis sieht in dem Hasne eine Prunkfassade, wo lediglich um des architektonischen Effektes willen die Gestalt eines Gemüsemarktes als zweites Stockwerk auf einen Isistempel gepfropft sei. Studniczka (Tropaeum Traiani S. 62) erkennt darin den seleukidischen Fassadentypus und spricht davon als von einer der schönsten Proben hellenistischer Architektur der syrischen Einflußsphäre, v. Domaszewski schließlich bezeichnet

das Hasne, das er in die Rubrik „Bauwerke" aufnimmt, als den einzigen Vertreter des aegyptisch-hellenistischen Tempelbaues. Solche seleukidische oder aegyptische Gebäude sind aber sonst nirgends nachzuweisen, und technisch sind derartige Kompositionen in der monumentalen Architektur des Altertums ganz undenkbar. Betrachtet man dagegen das Hasne als eine Wanddekoration im Sinne der pompejanischen Dekorationen, so erklärt sich die Vereinigung zweier so verschiedenartiger Stockwerke übereinander ohne weiteres. Das untere Stockwerk stellt eine vom Künstler, der die malerischen Konzeptionen in Fels- oder Stuckrelief umsetzt, als Grab- oder Tempelfassade komponierte Wand dar, das obere ist der Ausblick auf zurückliegende Architekturen, die Vedute, die hier nicht nur über die Wand herausragt, sondern in ihrer vollen Höhe auf sie gestellt ist. Es ist nichts anderes als was in Pompeji mit dem Pinsel dargestellt wird. Schon Hittorf hat (Mémoire sur Pompéi et Pétra) auf die Ähnlichkeit des Hasne mit einem pompejanischen Wandbild in der Casa del Laberinto (ein ähnliches jetzt aus Boscoreale, s. Barnabe, La villa Pompeiana S. 79 u. Michaelis a. a. O. S. 322, Abb. 605) hingewiesen. Man findet auf den Wänden des römischen Hauses in der Farnesina (Lessing-Mau Taf. III V = M. d. I. XII, 5a 23 einfachere Kompositionen, die wie obere Stockwerke erscheinen, aber noch deutlich als Veduten über der eigentlichen Wand zu erkennen sind. Das leicht zu bearbeitende und ausgiebige Steinmaterial verleitete den Künstler in Petra dazu, die ursprünglich flächenhafte Darstellung fast zur Vollarchitektur zu machen, aber der Gedanke bleibt doch ein rein dekorativer. Noch auf zwei anderen Felsfassaden Petras kehrt, wie gesagt, die Vedute des Hasne wieder: auf dem schon erwähnten sog. korinthischen Grab an der Nordostwand des Stadtgebietes (Brünnow I 168) und oben auf ed Der (ebenda S. 187). Bei beiden ist die eigentliche Wand wiederum nur das untere Stockwerk, eine langgestreckte von Halbsäulen gegliederte Fläche, die an ältere Bühnenwände erinnert; bei

der Fassade auf ed Der sitzt die Tholosvedute unmittelbar auf dem unteren Stockwerk, bei dem korinthischen Grab erst über der schon oben besprochenen Pilastervedute.

So läßt sich von Fall zu Fall die Anschauung bestätigen, daß die peträischen Felsfassaden als Wanddekorationen aufzufassen seien, die zunächst der Idee eines Malers oder Stukkateurs entsprungen, auf die großen Felswände wie auf eine schön gespannte Leinwand übertragen und dann in dem weichen Sandstein plastischer, als es der Pinsel oder das Stuckmesser vermochte, ausgeführt worden sind. Die nach und nach immer reicher werdende architektonische Wanddekoration im Quaderbau, wie sie uns in Syrien im zweiten und dritten Jahrhundert entgegentritt, geht gewiß auf ähnliche Schöpfungen von Malern und Stukkateuren zurück, wie überhaupt die barocken Tendenzen in der Monumentalarchitektur der spätrömischen Zeit erst eine Folge der zügellosen Phantasie der Flächenkünstler zu sein scheinen (vgl. z. B. die Tholos von Hasne mit dem Rundtempel von Baalbek und seinem zwischen den Säulen konkav heraustretenden Pluteum, Michaelis S. 475.)

Kasr Firaun ist dadurch für uns so bedeutend, daß es, sonst ein strenger Tempelbau, an seinen Wänden dekorative Stuckgebilde zeigt, die sich bei den Fassaden der Felsgräber wiederholen und diese als Beispiele einer besonderen peträischen, wenn nicht allgemein östlichen, von der westlichen in charakteristischer Weise verschiedenen Wanddekoration erweisen.

Dieser Zusammenhang zwischen dem Tempel und den Gräbern ist auch, abgesehen von den Beziehungen zwischen der Wanddekoration des Tempels und den außerpeträischen Dekorationen, maßgebend für seine Datierung. Von Domaszewski äußert sich darüber nicht, und nach der Literaturangabe bei Brünnow und v. Domaszewski von den älteren Forschern nur Visconti (Diario di un viaggia in Arabia Petrea S. 352), der Kasr Firaun in „die Stilepoche des Antoninus" weist. Ähnlich werden ja auch die reichen Fels-

fassaden, namentlich das Hasne, datiert. Irby (Travels in Egypt and Nubia etc. S. 129) spricht dabei von der nachhadrianischen Zeit, Visconti (S. 334) wiederum von der antoninischen Periode, und nicht weit davon entfernen sich v. Domaszewski, v. Sybel und Michaelis. L. v. Sybel (Weltgesch. d. Kunst S. 418) setzt dies Bauwerk in das zweite Jahrhundert, Michaelis (Springer, H. d. Kunstg. I, 475) nennt es eine Prunkfassade des zweiten Jahrhunderts, v. Domaszewski erklärt es für ein Werk Hadrians, während der Duc de Luynes an die Zeit der Ptolemäer dachte, womit Studniczka (Trop. Trai. 67) übereinstimmt, wenn er, was die Zeit anbetrifft, die nach seiner Meinung innerhalb des zweiten pompejanischen Stiles bleibende Scaena des Apaturios als überladene und architektonisch etwas freie Weiterbildung des schönen seleukidischen Fassadentypus von Petra bezeichnet.

Äußere historische Anhaltspunkte für bestimmte peträische Typen gibt es nur für die Gräber des einfachen Hegr-Typus (mit unterem griechischen Geschoß und mit aegyptischer Hohlkehle und Eckzinnen eines „oberen Geschosses") — falls v. Domaszewski 151 ff. sie richtig in die letzte Zeit von Aretas IV (9 v. Chr. — 39 n. Chr.) und die reichere Form S. 155, Fig. 172 (mit einer zweisäuligen Antenfront, Halbsäulen an den Anten und Zwergpilastern in dem „oberen Geschoß") in die römische Epoche, d. h. ca. 106 n. Chr. (s. S. 365) setzt — und für das „Tempelgrab" (eine Antenfront wie vorhin, mit Bogen über dem Mitteljoch und einem giebelgekrönten Geschoßaufbau, worin auch Zwergpilaster, Brünnow I S. 170) des Sextius Florentinus, der spätestens unter Antoninus Pius Statthalter war. Dazu kommt jetzt, was sich für die größeren Fassaden durch ihre Einreihung in die Systeme der antiken Wanddekoration ergibt, wonach Hasne wohl sicher nach der Zeit des zweiten pompejanischen Stiles zu datieren ist.

Um ein genaueres Datum für solche Fassaden und damit auch für den Tempel Kasr Firaun zu gewinnen, bedürfte es einer gründlichen Bearbeitung der Ruinen von Petra.

Lebenslauf.

Am 4. Mai 1877 bin ich, Karl Gustav Heinrich Kohl, in Kreuznach als Sohn des Professors Dr. Otto Kohl und seiner verstorbenen Gattin Minna geb. May geboren. 1896 erhielt ich das Reifezeugnis des Königlichen Gymnasiums daselbst. An den technischen Hochschulen München, Dresden, Berlin widmete ich mich dem Studium des Hochbaues, 1902 wurde ich nach bestandenem 1. Staatsexamen zum Regierungsbauführer, 1907 nach bestandenem 2. Staatsexamen zum Regierungsbaumeister ernannt. 1902—1904 nahm ich unter den Professoren Otto Puchstein und Bruno Schulz an den Ausgrabungen in Baalbek teil, im Sommer 1907 grub ich mit Prof. Puchstein die Ruinen von Boghasköi aus, im Sommer 1905 und im Herbst 1907 leitete ich die Expeditionen zur Erforschung der Synagogenruinen Galilaeas. Während des Sommersemesters 1904 war ich an der Universität Freiburg i/B. immatrikuliert, hörte die Vorlesungen des Herrn Prof. Puchstein und nahm an dessen archäologischen Übungen teil.

Meiner Militärpflicht genügte ich 1899/1900 bei dem 1. Kgl. Sächs. (Leib-)Grenadier-Regiment Nr. 100, dem ich jetzt als Reserveoffizier angehöre.

